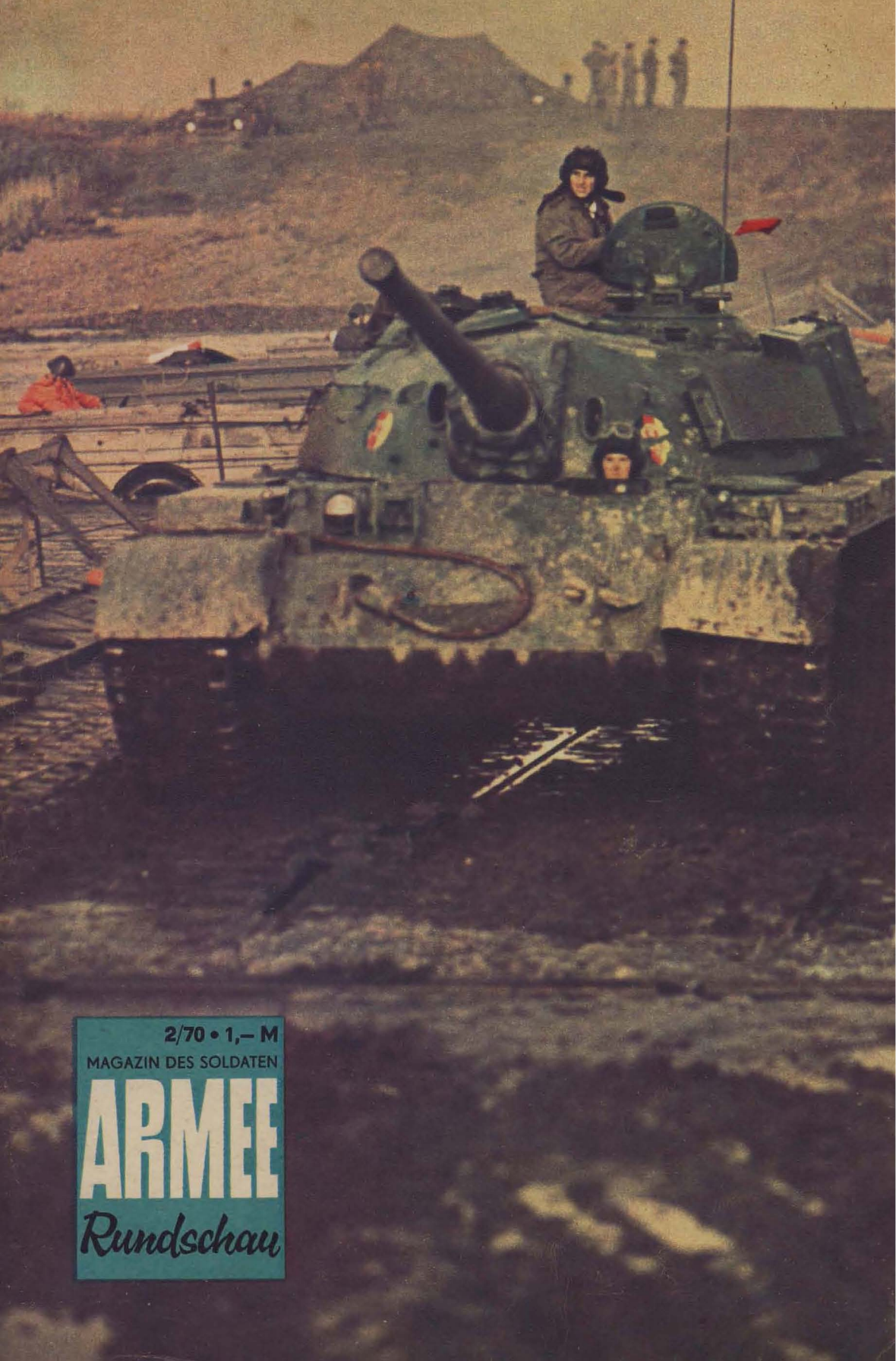


2/70 • 1,– M

MAGAZIN DES SOLDATEN

ARMEE Rundschau

Gefreiter Fuchs fragt:
Warum gibt es keine besonderen Abzeichen, welche die drei Diensthalbjahre voneinander unterscheiden?

Unteroffizier Götz fragt:
Sind Ihre Antworten nur Ihre persönliche Meinung oder sind sie in den Dienstvorschriften begründet und damit bindend?

Oberst Richter antwortet

Gibt's die nicht bereits? Wenn auch anderer Gestalt als Sie meinen.

Ich schließe aus Ihrer Frage, daß Sie mit Recht stolz sind, bereits im dritten Drittel zu dienen und zu den erfahrenen Kämpfern zu gehören. Und das möchten Sie eben auch äußerlich anerkannt wissen, deutlich sichtbar, damit jeder weiß, wer es mit wem zu tun hat. Wünschen Sie sich mehr Respekt von den nachfolgenden „Drittel-Generationen", höhere Autorität?

Sollte es Ihnen darum gehen, so wäre wohl ein solches Abzeichen nicht das taugliche Mittel. Autorität muß schon auf mehr beruhen – auf großem Können, hoher Moral, gewissenhafter Pflichterfüllung zum Beispiel. Und es ist auch nicht so, daß jeder Könner automatisch zu einer vorbildwirksamen Autorität wird. Sie erwächst nämlich nur in jenem Maße, in dem der Reifere seine Erfahrungen vor allem denen vermittelt, die Hilfe brauchen. Das sind ganz natürlich die neuen Genossen. Wenn Sie das tun und aus diesem Grunde äußerlich gekennzeichnet sein möchten, wäre ich beinahe auch dafür – wenn es so etwas nicht schon gäbe: In Gestalt des Bestenabzeichens oder der Klassifizierungsspange oder auch des Gefreiten-Balken, den Sie ja tragen.

Dekorierte man grundsätzlich alle mit einem „Diensthalbjahresabzeichen", so würden zu Unrecht auch die hervorgehoben, denen es nur auf den faulen Respekt des Alteingesessenen ankommt, die auf ihren Kalendervorsprung und zweifelhafte Schliche pochen, um den Neuen zu „imponieren" oder sie gar zu schikanieren. Denen aber muß selbst noch geholfen werden.

Die richtige, auf meßbarer Leistung beruhende Auszeichnung erfährt, wer Drittel für Drittel mehr junger Sozialist in Uniform, Freund und Ratgeber gegenüber der nachfolgenden Soldatengeneration wird. Sein guter Ruf wird sich auf seine militärische und moralische Autorität gründen, und die wirkt weiter, als ein äußeres Abzeichen sichtbar ist.

Da bringen Sie mich ja direkt in Verlegenheit: Mir selbst einen Autoritätsbeweis ausstellen, kann ich nicht, das Gegenteil wäre verkehrt, und „Jein" möchte ich schließlich auch nicht sagen.

Schon seit mehr als acht Jahren schreiben mir Monat für Monat viele Leser. Nur zweien kann ich in jeder AR öffentlich antworten.

Worauf stütze ich mich dabei?

Die gewichtigste, weil grundlegende und wichtigste Stütze, sind die Beschlüsse unserer Partei, namentlich die zur Militärpolitik. Rat hole ich mir ferner beim Ausbildungsbefehl des Ministers und in der Parteiinstruktion für die NVA. Natürlich „befrage" ich auch die Dienstvorschriften und die Wehrgesetze. Bestehen dann immer noch Unklarheiten, konsultiere ich mich mit leitenden Genossen unseres Ministeriums oder diskutiere bestimmte Probleme in meinem Parteikollektiv. Aus alledem entsteht dann das, was Sie als „Oberst-Richter-Antwort" lesen.

Der militärische Alltag wirft oft kompliziertere Probleme auf, als ein einzelner es ahnen kann. Auch soll sich kein Leser durch meine Antworten geschulmeistert und kein Kommandeur bevormundet fühlen. Schon deswegen können meine Antworten kein DV-Ersatz sein, obgleich sie stets auf den Vorschriften fußen und mitunter erklären, was manche noch nicht genügend herauszulesen vermögen. Ich möchte auf bestimmte nützliche Aspekte hinweisen und zum Nachdenken anregen. Denn Denken ist ja bei uns auch erste Soldatenpflicht. Wenn Sie so meine Antworten sehen, werden Sie keinen Widerspruch zwischen meiner persönlichen Meinung, den militärischen Moralprinzipien unserer sozialistischen Armee und dem Geist der Dienstvorschriften finden, an die wir alle zu jeder Stunde gebunden sind.

Ihr Oberst Richter

**Koste es, was es wolle –
die MiGs müssen starten.
Trotz Eis und Schnee und Frost.
Das stellt die Männer
in und an den Maschinen
vor harte Bewährungsproben.
AR-Reporter
Oberstleutnant Rolf Dressel (Text)
und Manfred Uhlenhut (Bild)
berichten von den Vorbereitungen
zu Flügen.**

In eisigen Lüften

Über Nacht hat es erneut geschneit. Eisige Windböen fegen über das weite Flugfeld des Jagdfliegertruppenteils „Heinrich Rau". Sie jagen Schneewolken vor sich her. Doch die Schneedecke, die den Platz unter sich begrub, besteht seit dem frühen Morgen nicht mehr. Die Start- und Landebahn, die Abstellplätze samt den unter Planen verhüllten MiGs, der Platz der Vorflugkontrolle, die lange Leuchtenkette der Platzbefeuerung, sämtliche Rollbahnen und Zufahrtswege sind wieder besenrein. Schon lange vor Tagesanbruch waren die Männer des Winterdienstkommandos der weißen Flut zuleibe gerückt. Eisabtaugeräte fraßen mit ihrem heißen Atem Schnee und Eis von den Betonpisten. Schneefräsen, Schneepflüge mit stählernen Räumschilden – ein ganzes „Geschwader" moderner Räumtechnik machte den Platz rasch wieder startklar.

Der Winterdienst, wohldurchdacht und präzise organisiert, hat sich erneut glänzend bewährt.

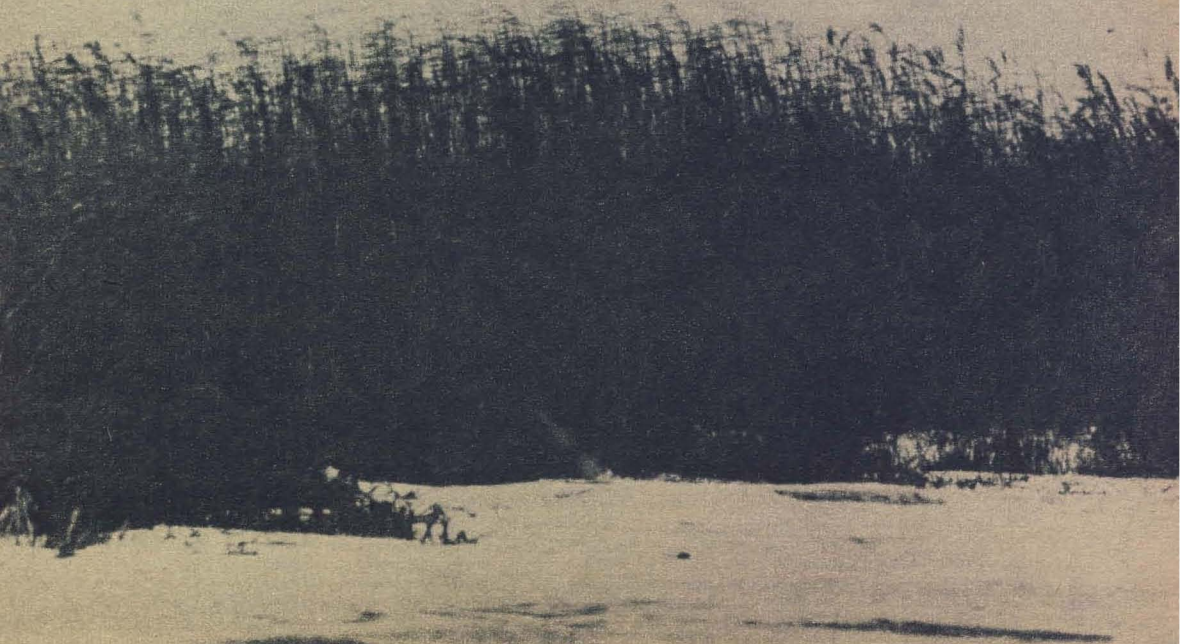
Aus dem Gefechtsstand gibt Oberleutnant Lange über Sprechfunk den Piloten notwendige Kurskorrekturen.

Dennoch bereitet der Winter den Flugzeugführern wie dem technischen Personal noch manche Schwierigkeiten. Sie kämpfen gegen die Unbilden der Natur, um ihr Flugprogramm zu erfüllen. Am 20. Jahrestag der DDR wurde ihr Truppenteil vom Zentralrat der FDJ mit dem Artur-Becker-Ehrenbanner ausgezeichnet. Ihre Spitzenposition wollen die Genossen nun im Wettbewerb „Operation 70" weiter festigen.

Gegen den steifen Nordost kämpfe ich mich durch zum Aufenthaltsraum der Flugzeugführer. Die Staffel Lindner hat heute Flugdienst. Hauptmann Wolfgang Pätz, Fluginspekteur und einer der besten Piloten, war wenige Minuten zuvor von einem Flug zurückgekehrt. Nun steht er im Kreuzverhör seiner Kameraden. Wie's war, wollen sie wissen.

Vom Start war er gut weggekommen. Dann hatte er jedoch mehr Mühe als sonst, sich zu orientieren. Es bestand zwar Erdsicht, aber Straßen, Wälder, Ortschaften – alles weiß verschneit. Ein der Ostseeküste vorgelagerter breiter Streifen Packeis erschwerte ebenfalls das richtige Erkennen markanter Geländepunkte.

Flugzeugführer Hauptmann Pätz und Wart Unterfeldwebel Bohnsack. Einer ist auf den anderen angewiesen, deshalb bestimmen gegenseitige Hilfe und Vertrauen ihr Verhältnis zueinander.



„Über See geriet ich in Hochnebel. Plötzlich war er da. Ich ging zum Instrumentenflug über. Die Sicht betrug höchstens fünf Meter. An der Kabine bildete sich eine Eisschicht. Ich konzentrierte mich auf die Instrumente. Als ich die Nebelwand durchquert hatte, war plötzlich wieder hellster Sonnenschein . . ."

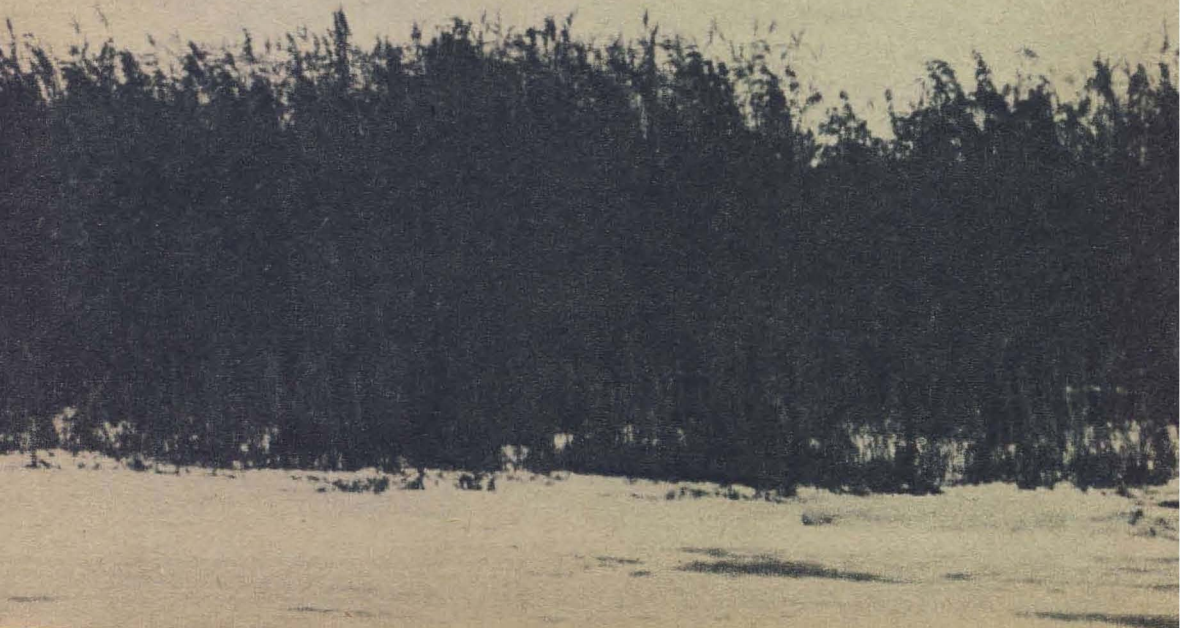
Interessant, dem Flugzeugführer zuzuhören. Auf die unliebsamen Überraschungen des Wetters muß jeder Pilot gefaßt sein; sie kosten zusätzliche Mühe neben den ohnehin starken psychischen und physischen Belastungen, die jeder Flug mit sich bringt.

Angespannt arbeiten auch die Männer in den schwarzen Kombis, die Warte und Mechaniker, die ich wenig später an der Vorstartlinie beobachte. Zwischen den Maschinen hat der Wind bereits neue Schneewehen zusammengetragen. Die Genossen haben ihre Mützen tief ins Gesicht gezogen und die Pelzkragen hochgeschlagen. Stundenlang den eisigen Stürmen ausgesetzt, bereiten sie die MiGs zum Start vor. Sie tanken Kraftstoff nach, füllen Preßluft auf, unterziehen Steuerorgane, Fahrwerk und Instrumente einer letzten gründlichen Kontrolle. Beim Probelauf des Triebwerkes überprüfen die Warte nach einem genauen Abbremsdiagramm die Parameter aller Bordsysteme.

An der 099 arbeitet Unterfeldwebel Bernd Bohnsack mit seiner Gruppe „Spezis", wie die Spezialmechaniker genannt werden. Mit zusammengekniffenen Augenlidern trotzt er den scharfen Windböen und den herumwirbelnden feinen Schneekristallen.

Der Kraftstoff aus einem Zusatzbehälter fließt nicht richtig, hatte ihm der Pilot nach der Landung gesagt. Genosse Bohnsack nahm deshalb das Sicherheitsventil heraus und säuberte es. Wie tausend feine Nadeln sticht der Frost in die Haut.

Die Arbeit unter diesen Bedingungen ist fürwahr kein Vergnügen. Doch der 21jährige Flugzeugwart, Inhaber der Klassifikationsstufe III,



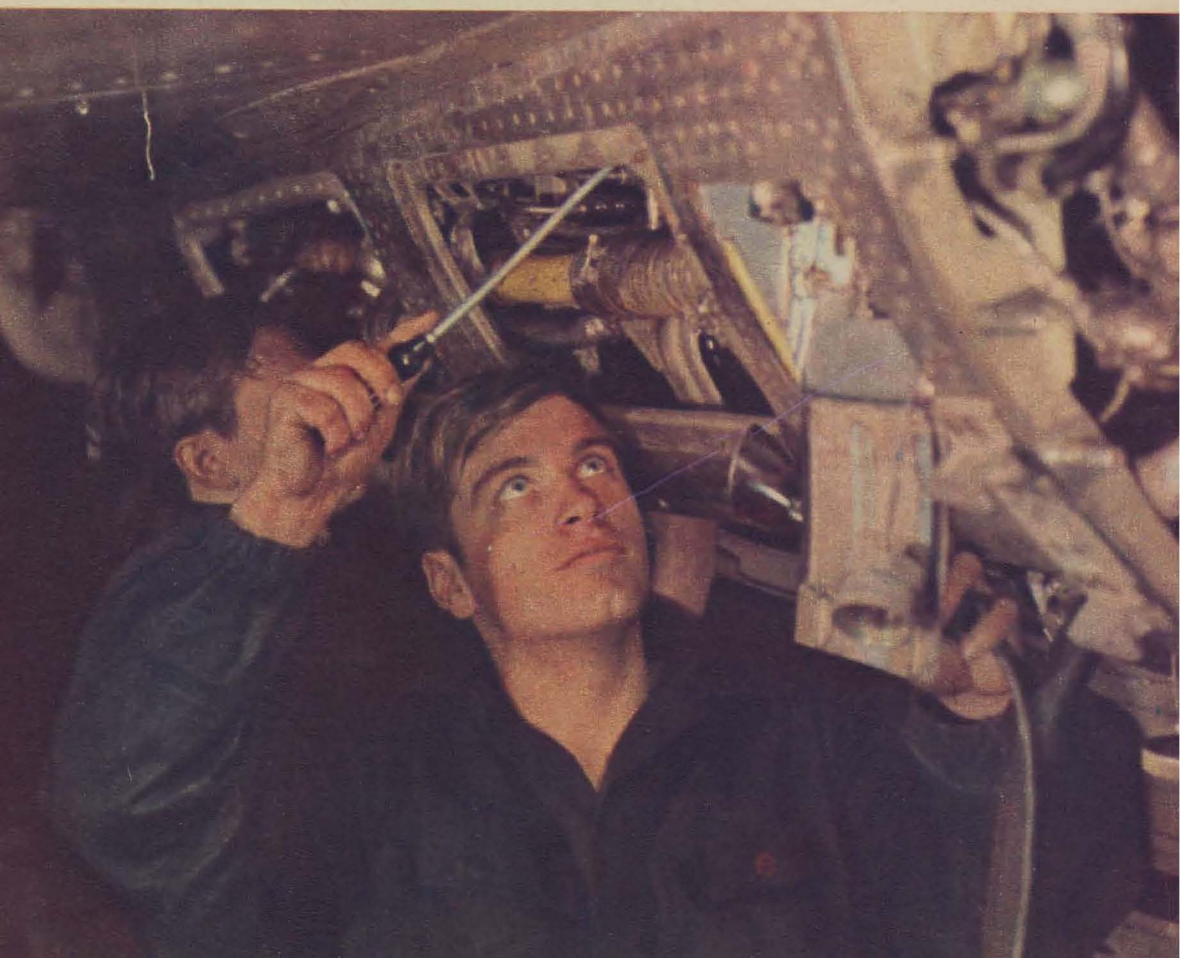
arbeitet unermüdlich, um den Schaden zu beheben. Ab und zu richtet er seinen schlanken Körper auf, gönnt sich eine kleine Verschnaufpause. Das Gesicht eingemummt und die Nase rot gefroren, so schlägt er die Arme um den Körper und trampelt mit den Füßen fest auf den Boden. Bewegung macht warm, das alte physikalische Gesetz erweist seinen praktischen Nutzen. Warum trägt der Wart keine Handschuhe?

„Das geht nicht. Bei den meisten Arbeiten an der Technik würden sie nur stören. Da ziehen wir sie gar nicht erst an. Daran haben wir uns schon gewöhnt."

Es ist schon der dritte Winter, den der gelernte Landmaschinen-Traktoren-Schlosser aus Neu-Schlagsdorf im Kreis Schwerin hier verbringt. Frost und Schnee sind ihm mindestens ebenso vertraut wie seine MiG. Ihn freut es, daß regelmäßig warme Getränke ausgegeben werden.

Der Unterfeldwebel ist ein ausgezeichneter Flugzeugwart, Berufssoldat. Seine Sorgfalt und Präzision sind in der Staffel allgemein bekannt. Ingenieurskontrollen absolviert er fast nur mit „Sehr gut", mindestens aber mit „Gut". Höchstleistungen, wie sie in der „Operation 70" von allen Armeeangehörigen gefordert werden, sind für ihn täglich neu Ziel und Aufgabe. Auch heute.

Und falls sich abends herausstellt, daß infolge



So unterschiedlich ihre Tätigkeitsmerkmale auch sein mögen, aber alle Genossen auf dem Flugplatz haben das gemeinsame Ziel, trotz Schnee und Frost den Flugdienst zuverlässig zu gewährleisten. Flieger Metzner (links) sichert die nicht eingesetzten Flugzeuge. Obermechaniker Unterfeldwebel Bendt (links unten) baut in eine zur Durchsicht befindlichen Maschine eine neue Hydraulikleitung ein. Die Besatzungen der Tankfahrzeuge (rechts) versorgen die MiGs unablässig mit dem nötigen Treibstoff. Die Genossen des Winterdienstkommandos treten mit Schneefräse (Mitte rechts) und Eisabtaugerät (darunter) sofort in Aktion, wenn die Start- und Landebahn von Schnee geräumt werden muß.

zu schlechten Wetters nicht geflogen werden konnte? War dann nicht alles für die Katz'?
„Dann war es trotzdem nicht vergebens", meint der Unterfeldwebel, für den es diese Überlegung gar nicht zu geben scheint. „Wir kämpfen um den Titel ‚Beste Kette', da können wir uns keine Mätzchen erlauben. Die Arbeit muß gemacht werden. Koste es, was es wolle. Schließlich müssen wir zu jeder Zeit gefechtsbereit sein. Ein schönes Gefühl ist es dann, wenn die Maschine doch startet. Als Wart ist man dann stolz auf die geleistete Arbeit. Man fühlt mit dem Flugzeugführer, fiebert mit ihm, daß der Flug gut verläuft. Man wartet darauf, daß man den Vogel bald wieder unter die Fittiche nehmen kann . . ."
Die pflichtbewußte Haltung des Unterfeldwebels nötigt Respekt ab. Doch ich kann ihn nicht länger von der Arbeit zurückhalten. Seine 099 muß bald wieder startklar sein. Eine halbe Stunde später bereits heult ihr Triebwerk zum Abbremsen auf. Ihr singendes Pfeifen übertönt den eisigen Nordost, der noch immer über den Platz fegt.

Der Entschluß

Bernd Fiedler

„Genosse Jahn, von der Schule wurde angefragt, ob wir jemanden zu einem Vortrag schicken könnten. Ich habe zugesagt und Sie vorgeschlagen." Mit diesen Worten meines Zugführers begann die ganze Geschichte.

Ich hatte aufmerksame Zuhörer in den Jungen und Mädchen der 6. Klasse. Es war ein schönes Gefühl, nach einem Jahr wieder einmal vor einer Klasse zu stehen. Über alles wollten sie Bescheid wissen. — Wie das mit dem Urlaub sei, wann ich Wache hätte, wie es mir in ihrer Schule gefalle und anderes mehr.

Ich hatte mich noch nicht richtig umgesehen, aber soviel sah man auf den ersten Blick, unser Schulneubau in N. war doch etwas anderes.

Eine kleine Blonde in der ersten Reihe erzählte mir jedoch, daß sie auch bald eine große neue Schule bekämen. Also auch die Grenzdörfer hat man nicht vergessen! dachte ich. Es hatte schon geklingelt. Meine Klasse pflegte sich immer bemerkbar zu machen, wenn die Stunde zu Ende war, hier aber saßen alle weiterhin ruhig und hörten zu, bis ich Schluß machte.

„Die Blumen sind für Sie, und kommen Sie bald wieder", sagte ein Mädchen im Namen der Klasse. Fräulein Schubert, die junge Lehrerin, machte sich am Klassenbuch zu schaffen. Erst jetzt kam ich dazu, sie in Ruhe zu betrachten. Sieht gut aus, das Fräulein Schulmeister, dachte ich; schätze, um die zwanzig muß sie sein.

„Haben Sie nochmals vielen Dank. Genosse Jahn. Wir haben uns über Ihren Besuch sehr gefreut."

Die Stimme paßt nicht zu ihr, stellte ich fest, ein wenig zu rauh. Dafür gefielen mir ihre Augen um so besser. Jetzt im Gespräch bleiben, Genosse Jahn, beschloß ich. Ich erfuhr, daß sie vor zwei Jahren in Potsdam mit dem Studium fertig geworden war. Hier unterrichtete sie Deutsch und Geschichte.

Na, wenn sich da keine Anknüpfungspunkte ergeben! Ich gab mich als Kollege zu erkennen. „Gebe Deutsch und Englisch", sagte ich. „War vor der Armeezeit anderthalb Jahre im Schuldienst." Das Kontaktmanöver hatte geklappt, die Pause war aber leider zu kurz. Als sie mich hinausbegleitete, bildete ich mir sogar ein, daß ihr meine Frage nach neuer Fachliteratur nicht ungelegen kam. „Wenn Sie am letzten ‚Deutschunterricht' interessiert sind, ich wohne in der Hauptstraße, gleich neben dem Konsum." Wenn das kein Angebot war!

Daß ich auf dem Rückweg leise vor mich hin pfiff und im Dorf lauter als gewöhnlich grüßte, lag nicht nur an der frischen Mailuft.

Nun ist aber der Dienst in der Grenzkompanie etwas anderes als die Ausbildung. An Ausgang war in den nächsten vier Tagen nicht zu denken. Am Sonnabend würde die erste Hälfte ausgehen können. Zu meinem Glück war ich dabei. „Raststätte" hieß das Gasthaus. Es war schon hell erleuchtet, als wir dort ankamen. Ich hoffte, daß eine ganz Bestimmte hier auch Rast machen würde. Es spielte eine Jugendkapelle. Ich freute mich darüber, denn nichts ist mir schrecklicher, als wenn alte Männer neue Musik für junge Leute machen.

Der Saal war geräumig und hell. Zwar hing noch die Dekoration vom letzten Fasching, aber das tat der Stimmung keinen Abbruch. Wir fanden einen gemütlichen Tisch. Ich setzte mich mit Blick zum Eingang.

Es kamen viele Leute, und nicht wenig attraktive Mädchen waren darunter. Aber auf meine Kollegin wartete ich vergeblich. Sie wird keine Zeit haben, oder vielleicht ist sie verreist, tröstete ich mich.

Nun ist das aber so eine Sache mit solch einem Trost, vor allem, wenn man verliebt ist. Lange hält er da nicht an. Wie wäre es, wenn ich einfach zu ihr ginge und sie um den letzten „Deutschunterricht" bitten würde? überlegte ich.

Aber an einem Sonnabend im Mai ist das vielleicht doch eine zu vordergründige Sache. Also beschloß ich eine andere Taktik. Gedeckt und getarnt, dachte ich, das wird hier besser sein. Du darfst ihr heute im besten Falle auf dem Wege von ihrer Wohnung zur „Raststätte" be-

gegnen, ganz zufällig, versteht sich, sagte ich mir. Das andere wird sich dann schon ergeben. So entschuldigte ich mich denn bei den Genossen, ich müsse mal für ein paar Minuten Luft schnappen, und ging aus dem Saal. Doch wenn ich erwartet hatte, daß mir draußen das Warten leichter fallen würde, dann hatte ich mich arg getäuscht. Denn so ganz unversehens stand ich vor dem Konsum. Und daneben war ihre Wohnung. Zwei Fenster waren in der ersten Etage erleuchtet. Ich vergaß die Deckung und die Tarnung. Das Ziel war so deutlich, erreichbar nahe. Ich klingelte.

„Das Fräulein Schubert?" fragte die ältere Dame, nachdem sie mich mit dem typischen Wirtinnenblick, den ich noch aus meiner Studentenzeit kannte, gemustert hatte. „Das Fräulein Schubert ist zu einer Freundin ins Nachbardorf." Sie hatte die Wirkung ihrer Worte auf mich beobachtet, so schien es mir, und ich hatte gewisse Wirkung gezeigt. Da ergänzte sie etwas freundlicher: „Eigentlich, glaube ich, wollten sie hierher zum Tanz kommen." Ich sagte „Vielen Dank" und „Guten Abend" und ging zur „Raststätte" zurück, setzte mich wieder an meinen Platz, den mir die Genossen freigehalten hatten, sah mich im Saal suchend um und beobachtete dann die Tür.

Bis gegen 9 Uhr mußte ich warten. Dann kam sie mit ihrer Freundin, sah mich nicht, aber viele der anwesenden Dorfbewohner sahen sie und grüßten sie freundlich. Mein Fräulein Lehrerin war also beliebt! Das stimmte mich heiter.

Ich fieberte dem nächsten Tanz entgegen. Bei den ersten Takten stürmte ich los. Mein Zugführer wäre sicher erstaunt gewesen, hätte er diesen Blitzstart beobachtet, denn gewöhnlich habe ich im Laufen einige Schwierigkeiten. Mein Spurt wurde belohnt. Ich war vor allen anderen bei ihr, und dann tanzte ich, wie ich noch nie getanzt habe, führte genial ein Gespräch über die Bootsszene im „Fähnlein der sieben Aufrechten" – ich hatte ja Zeit gehabt, mir einen Start auszudenken. Sie ging darauf ein, tanzte leicht. Und dann kam „Il Silenzio", und ich machte Pause mit der Konversation. So etwas muß man mit Hingabe tanzen.

Ich startete noch oft an diesem Abend und kam nie zu spät. Wir hatten so ziemlich den ganzen Lehrplan – vom Deutschunterricht, versteht sich – durchgesprochen. Dann brachte ich sie nach Hause, das heißt, sie und ihre Freundin, ein sehr attraktives, sympathisches Mädchen, das mich an diesem Abend auch gar nicht störte. Ich bin nicht für das ganz Schnelle in solchen Sachen, und mein Fräulein Lehrerin war auch keine von denen, bei denen das geht. Das war mir klar, denn wenn es anders gewesen wäre mit ihr, hätte bei mir nichts zünden können.

Am nächsten Morgen kam ich schnell und

leicht aus dem Bett, noch bevor die anderen aufwachten. Liebe beflügelt, heißt es nicht zu Unrecht. Dafür brauchte ich zum Rasieren wesentlich mehr Zeit als sonst. Warum nur?

Wir hatten selbstverständlich ein Wiedersehen verabredet, gewissermaßen ein weiteres Bildungsgespräch. Inge – bis zu dieser Anrede war ich am ersten Abend doch schon gekommen – hatte mit den letzten Prüfungen vor den Sommerferien viel zu tun, und ich hatte beschlossen, sie bei dieser Arbeit als Fachkraft in Reserve gut zu unterstützen.

So lernten wir uns, wie das hierzulande beinahe normal ist, bei der Arbeit kennen.

Und am Abend machten wir Spaziergänge. Die anfangs skeptischen Blicke der Dorfbewohner auf mich hatten sich längst in freundliche verwandelt. Sie hatten bemerkt, was Inge wußte: Ich meinte es ehrlich. Ich war verliebt, sehr verliebt, und aus dem Mai war Juni geworden.

Und dann kam ein Abend, an dem sie traurig wurde. „Nun müssen wir bald an den Abschied denken", sagte sie. Ich glaubte, sie spräche von den Ferien. Sie wollte an die See, aber ich würde keinen Urlaub haben. Das war aber doch so tragisch nicht. Die paar Wochen würde ich es schon aushalten.

Ich sagte ihr so was und küßte sie. Später sagte sie: „Wann warst du das letzte Mal in Berlin?" Ich mußte überlegen. „Im Herbst, glaube ich, vor einem Jahr."

„Ich finde Berlin schön", sagte sie.

Wer konnte da widersprechen! Das muß man doch gar nicht betonen. Das ist ganz klar, daß unser Berlin was vom Schönsten ist mit den Linden und der Karl-Marx-Allee und dem Fernsehturm und so weiter.

Ich sagte ihr das, und sie sagte: „Man müßte dort leben können!"

„Je nun", sagte ich, „hier ist's auch nicht häßlich, find' ich."

„Ja, aber Berlin . . ."

Ich habe nicht viel drauf gegeben damals auf das Gespräch und auf den hymnischen Lobgesang auf Berlin.

Und dann roch es akut nach Sommerferien.

Die Zeugnisse waren geschrieben. Die Kinder freuten sich auf die Ferien, Inge freute sich auf die See. Ich freute mich auf meinen Dienst nicht sosehr, aber Dienst ist Dienst und muß nun einmal sein.

Am letzten Schultag hatte ich frei bekommen. Ich war mitten drin in dem Trubel, als die Kinder sich von Inge verabschiedeten. Viel Liebe war da, viel ausgelassene Freude und von allen Seiten: Auf Wiedersehen!

Und dann waren wir aus der Schule, in unser Privatwäldchen gegangen, und ich wunderte mich, wie schwer ihr der Abschied fiel.

„Die paar Wochen", sagte ich. „Und an der See! Da vergeht die Zeit!" Statt daß sie mich tröstete, mußte ich sie trösten, obwohl ich im Dienst blieb, ohne Urlaub.

Als ich sie zur Bahn brachte, auf ihren Kurs über Berlin nach Rügen, und zu ihr sagte: „Laß dich dort nicht mit den Inselurlaubern ein, das sind Kannibalen, die fressen vor allem alleinreisende Mädchen!" da lachte sie dann doch, und das letzte Stückchen vom Abschied war nicht gar so tragisch.

Nach vier Tagen kam der erste Gruß, eine Postkarte: „Gut angekommen, viel Sonne, Du fehlst mir, Deine Inge!" Und als ihr erster Brief kam, kam meine Begegnung mit dem Genossen Berger, dem Direktor von Inges Schule, das heißt präziser, mit dem Direktor von der Schule, an der Inge Lehrerin gewesen war. Aber daß das so präzisiert werden konnte und mußte, erfuhr ich erst bei dieser Begegnung. Berger sprach mich also auf der Straße an. Ob ich wüßte, daß es mit Fräulein Schuberts Versetzung geklappt habe.

Ich muß ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn er entschuldigte sich. „Ich glaubte, Sie wüßten . . .", sagte er. „Fräulein Schubert hatte doch Versetzung beantragt, nach Berlin . . . Wir bedauern das sehr! Ihrer Klasse wird sie sehr fehlen . . ."

Ich habe sicher lange gebraucht, bis ich mein Gesicht wieder in einigermaßen vernünftige Fasson gebracht hatte.

„Wann warst du zum letzten Mal in Berlin?" hörte ich wieder Inges Frage, und ich begriff, wieso ihr der Abschied so schwer geworden war. Sie hatte mir diesen Entschluß verschwiegen, weil . . . Ja, warum? Nur, weil sie Furcht hatte, ich könnte sie umstimmen wollen? Und war es nur Berlin, was sie hinzog, oder war da noch was?

Die nächsten Tage waren mächtig düster. Eine Liebe kann man ja nicht einfach aus sich auskratzen, nicht wahr? Und so eine Enttäuschung wischt man nicht mit einem Witz weg. So einer wie ich kann das jedenfalls nicht. Daß sie mich im Stich gelassen hatte, wurmte mich. Und mehr noch, daß sie ihre Klasse voll Kinder einfach hatte sitzenlassen, obwohl sie wußte, daß die sie gern hatten und brauchten. Na, und ich, brauchte ich sie nicht auch, von wegen des nahenden Herbstes und so? Ich grübelte und grübelte, und ich wartete auf einen Brief, und der kam dann auch, und er las sich ganz harmlos.

„Mein lieber Werner!" schrieb sie. „Es hat geklappt. Jetzt kann ich Dir alles sagen. Ich wollte Dich nicht mit Unentschiedenem beunruhigen. Am 1. September kann ich in Berlin anfangen. Ich bin sehr froh. Wenn Du im Oktober mit der Armee fertig bist, werden wir schon einen Dreh finden, damit Du hier oder im Randgebiet eine Stelle bekommst. Versuche Urlaub zu bekommen und besuche mich in Berlin. Hoffentlich freust Du Dich so, wie ich mich freue. Treu und bis bald! Deine Inge!"

Und wie ich mich freute! Ein Wort aus dem ganzen Brief gefiel mir, aber dieses Wort hatte wenig Gewicht gegen alles andere. Es war sowenig wert, weil es zu persönlich gemeint war. Mir treu? Und was ist das schon für eine Treue, wenn eine ohne Vorwarnung auf und davon geht? Gut. Und den Kindern? Aber trotzdem liebte ich sie, diese Inge, auch die mit der

Illustrationen: Klaus Ensikat

Großstadtsehnsucht, selbst die mit den schnellen, oft selbstsüchtigen Entscheidungen. Was sind schon so ein paar Sommersprossen auf einer geliebten Seele!

So bat ich um Urlaub, und mein Zugführer hatte einen Blick für seine Soldaten.

„Sie haben ihn nötig, scheint mir", sagte er. „Kummer mit der Braut?"

„Ein bißchen schon", sagte ich.

„Na, dann – kommendes Wochenende können Sie fahren!"

Und ich fuhr nach Berlin.

Vor der Wohnungstür war mir's mulmig. Aber dann klingelte ich doch. Ein paarmal. Lang und länger. Aber auch die Wirtin schien nicht da zu sein. Dann gab ich es auf und steckte einen Zettel durch den Türschlitz.

„Um 19 Uhr im ‚Moskau'!"

Sie kam pünktlich, war fröhlich, braungebrannt, schien wenig verlegen.

„Schön, daß du da bist!" sagte sie unbefangen.

„Du sieht gut aus", sagte ich. Und es war eher untertrieben.

„Die See", sagte sie, „und das Berliner Klima!"

„Hm!" sagte ich. „War 'ne tüchtige Überraschung, das mit dem Klimawechsel."

„Böse?" fragte sie lächelnd.

Ich sah sie an: „Ein bißchen angeschlagen", sagte ich. „Ein Tiefschlag gewissermaßen."

Sie nahm meine Hand, und ich hätte weich werden wollen, denn sie sah mich so treuherzig an und sagte: „Ich streichle das wieder weg!" Das sagte sie tatsächlich, und es klang so überzeugend, daß ich glauben mußte, sie würde gleich damit anfangen, wenn das nicht eine zu öffentliche Angelegenheit geworden wäre, so im „Moskau".

„Bis Oktober doch bloß!" sagte sie dann. „Das ist doch nicht lange."

Da hab' ich mich überwunden und aufs Streicheln verzichtet, wenn's auch schwerfiel.

„Und die Kinder?" hab' ich gefragt.

„Kinder gibt's überall, und alle sind nett", antwortete sie. Und da gefiel sie mir gar nicht mehr so gut. Diese Antwort kühlte meine Gefühle noch mehr ab, weil ich aus ihr herauszuhören glaubte, daß es besonders lässig hingesagt war, im Bemühen, diesen Punkt zu bagatellisieren und sich selbst zu rechtfertigen.

Und während ich das Wortgefecht folgerichtig weitertrieb, wußte ich plötzlich, was ich auf ihren nächsten Satz antworten würde, denn diesen Satz sah ich kommen, und er kam dann auch:

„Da hat sich schon jemand gefunden, möglicherweise ein besserer Lehrer, als ich es bin", sagte sie.

Fortsetzung auf Seite 81

Polnische Aufklärer

Solidarität

Im Oktober vorigen Jahres war in der NVA wieder eine Listensammlung für Vietnam. Geben Sie doch bitte einmal bekannt, wieviel unsere Volksarmee bisher für das heldenhafte Land gespendet hat.

Unterfeldwebel Prußler, Neubrandenburg

Von 1966 bis 1969 rund 16 Millionen Mark.

Aufstieg aus Neptuns Reich

Wie werden Unterwasser-Raketen von U-Booten gestartet? Das Wasser müßte doch jedes Entzünden des Triebwerkes löschen.

Gefreiter Terwan, Prenzlau

Die U-Boote besitzen Startröhren, aus denen die Raketen mit Preßluft hinausgeschossen werden. Das Triebwerk zündet erst über der Wasseroberfläche.

An Ort und Stelle geklärt

Für das Antwortschreiben von Oberst Richter möchte ich mich bedanken. Ich habe seinen Ratschlag befolgt und den Kommandeur unseres Truppenteils durch eine Eingabe um eine Aussprache ersucht. Er beauftragte den Stabschef mit der Klärung meiner Schwierigkeiten. Ich bin begeistert von der Art, mit der es unser Stabschef verstand, mit meinem Vorgesetzten und mir umzugehen und gemeinsam das Problem zu lösen. Ich denke, so muß es sein, das ist der Grundsatz in unserer Armee: Durch Zusammenarbeit von Vorgesetzten und Unterstellten die Schwierigkeiten aus dem Weg räumen und so sozialistische Kampfkollektive formen.

Unteroffizier Götz, Leipzig

Nicht das Gleiche

Von 1949 bis 1960 war ich Angehöriger der damaligen Grenzpolizei. Nach den gesetzlichen Bestimmungen zählt ja nun diese Zeit zur Betriebszugehörigkeit. Wie sieht es aber mit der Anerkennung der Dienstzeit auf die Mitgliedschaft im FDGB aus?

Walter Kaulfuß, Schleiz

Sie wird Ihnen zuerkannt, wenn Sie vor dem Eintritt in die Grenzpolizei schon Gewerkschaftsmitglied waren. Anderenfalls wird die Dienstzeit nicht angerechnet, denn die Zugehörigkeit zu den bewaffneten Organen ist nicht gleichbedeutend mit der Zugehörigkeit zum FDGB.

Bewährtes

Auf aktuellen Bildern habe ich den T-34 gesehen. Gibt es diesen Panzer noch in der NVA? Ralph Wischer, Berlin

Der T-34 wird noch in wenigen Einheiten als Ausbildungsfahrzeug genutzt.

Verbandsstärken

Wie stark war eine faschistische Infanterie-Division, als die Nazis zum Überfall auf Polen antroten? Welchen Umfang hatte eine sowjetische Infanterie-Division?

Gerhard Hänsel, Radebeul

Eine deutsche Infanterie-Division hatte 16 000–18 000 Mann (1939), eine sowjetische Schützendivision 12 000–13 000 (1941).

Musenheimstatt

Ich bitte um die Anschrift des Erich-Weinert-Ensembles.

Meister der VP Habel, Pirna

114 Berlin-Biesdorf, Frankenholzer Weg.

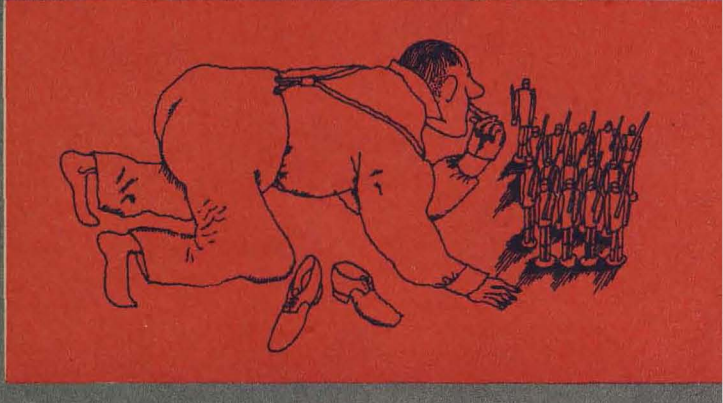
Tapferkeit imponierte

Mit großer Aufmerksamkeit habe ich den Beitrag „Der Kommandeur der Grenzwache" im Oktoberheft 1969 gelesen. Ehrlich gestanden, ich bewundere diesen Genossen der sowjetischen Grenztruppen, Oberleutnant Witali Bubenin. Obwohl schon schwer verwundet, behielt er das Kommando, um die Maoisten zum Rückzug zu zwingen. Er ließ sich erst abtransportieren, als die eigene Verstärkung ankam. Dieser Offizier soll in meinem zukünftigen Leben stets ein Vorbild sein.

Hans-Dieter Palfner, Warrenzin

Tradition groß geschrieben

In unserem Truppenteil wird die Arbeit mit dem revolutionären Vorbild ganz groß geschrieben. Es macht uns Freude und bedeutet für uns auch eine Ehre, das Lebenswerk hervorragender Kämpfer unserer Arbeiterklasse erforschen zu dürfen. Im vergangenen Ausbildungshalbjahr haben wir uns vorrangig auf das Leben Otto Schiliwinskis konzentriert und hierbei eng mit dem Deutschen Armeemuseum Potsdam zu-



sammengearbeitet. Im Namen meiner FDJ-Grundorganisation möchte ich den Mitarbeitern des Museums, besonders dem Genossen Quaiser, für die große Hilfe danken. Mit Fotomaterial und Dokumenten unterstützten sie uns u. a. bei der Ausarbeitung eines Drehbuches und einer Tafel für die Traditionszimmer.

Leutnant Strauß, Burg

Beide Wege müssen übereinstimmen

Kann man als NVA-Offizier ein Fernstudium an einer Hochschule oder Universität aufnehmen?

M. Conrad, Spremberg

Ja, sofern das Studium der erforderlichen Qualifizierung für die jeweilige Dienststellung dient.

Auf die Beine geholfen

Am 30. 9. 1969 hatte ich auf dem Stralsunder Bahnhof einen Unfall. Beim Einsteigen in den Rostocker Zug (Abfahrt 15,15 Uhr) geriet ich zwischen Wagenstufen und Rampe. Ein Armeeangehöriger zog mich heraus und half mir weiter. Ich bitte den Helfer, mir seine Anschrift mitzuteilen.

Johannes Lötzsch,
703 Leipzig,
Gustav-Freytag-Str. 28

Gefragte Umfrage

Zur aktuellen Umfrage im Heft 10/69 „Liebe mit Angst?": Ich finde es dufte, daß auch solche Themen Platz in der AR finden! Matrose Frenzel, Gelbensande

Diese aktuelle Umfrage war sehr lehrreich. Bringt mehr davon.

Dagmar Forster, Dresden

Einreiher ist Trumpf

Stimmt es, daß unsere Fallschirmjäger eine neue Uniform bekommen haben?

Pionier Salomon, Leipzig

Ja. Zum Ausgang wird jetzt eine offene, einreihige Jacke mit silbergrauem Hemd und dunkelgrauem Binder getragen. Für Berufssoldaten ist das zugleich die Dienstuniform. Außerdem wurden für alle Angehörigen der Waffengattung neue Kragenspiegel auf Mantel und Jacke eingeführt: Waffenfarbe orange mit symbolisiertem Fallschirm und Schwinge. Die bisherigen Dienstlaufbahnabzeichen werden nicht mehr getragen.

Dazugelernt

Als langjähriger Leser der AR gibt mir das Magazin einen Einblick, wie junge Soldaten das Waffenhandwerk gründlich erlernen, wie die Verteidigung des Friedens im Zusammenwirken mit den Bruderarmeen organisiert wird. Mir ist bewußt, daß diese Waffen niemals zur Unterdrückung friedliebender Menschen mißbraucht werden. Wenn ich als ehemaliger Reichswehrangehöriger und Berufssoldat der Hitlerwehrmacht an den Kasernen der NVA vorübergehe weiß ich, was sich innen abspielt, daß entgegen unserer damaligen Erziehung zum blinden Gehorsam ein heutiger Soldat einen Befehl ausführt in patriotischer Pflichterfüllung. Wir „Ehemaligen" sind keine solchen geblieben und stehen heute, wie ich z. B. als Vorsitzender eines Wohnbezirksausschusses der Nationalen Front, mit in der vordersten Reihe des gesellschaftlichen Lebens. Kurt Berndt, Neubrandenburg

Heimaufenthalt doch möglich

Im Heft 11/69 beantworteten Sie eine Anfrage bezüglich eines FDGB-Ferienplatzes für Armeeangehörige negativ. Ich möchte darauf hinweisen, daß es einen neuen Beschluß des Sekretariats des FDGB-Bundesvorstandes gibt. Danach haben die Gewerkschaftsleitungen bei der Aufteilung der Erholungsaufenthalte auch jene Betriebsangehörigen zu berücksichtigen, die gegenwärtig ihre Wehrpflicht ableisten. Diese Genossen können bei der BGL ihres Betriebes Ferienschecks zum Mitgliederpreis erhalten.

Erhard Fischer, Falkensee

Gelungenes Treffen

Ein Freundschaftstreffen vereinte im November vorigen Jahres die Reservisten der Gemeinde Göhren (Rügen) und Genossen der Grenzbrigade Küste. Nachdem uns Korvettenkapitän Lehmann recht anschaulich die Aufgaben der Brigade erläutert hatte, trafen wir uns nachmittags zum Vergleichskampf im Pistolen- und KK-Gewehr-Schießen sowie Handgrana-

tenwerfen. Den Abschluß bildete ein gemütlicher Abend bei Musik und Tanz mit den Familienangehörigen. In Zukunft werden die Genossen der Grenzbrigade uns bei der Vervollkommnung unserer militär-politischen und waffentechnischen Kenntnisse unterstützen, während wir Reservisten aktiv bei der Sicherung der Staatsgrenze helfen werden.

Tobisch,
Leiter des
Reservistenkollektivs
Göhren

Zwei Aufklärer gegen einen Signalgast

Ich habe eine Vorliebe für die Ärmelabzeichen von Waffengattungen der Landstreitkräfte. Da ich meine Sammlung erweitern möchte, suche ich einen Leser, der mir im Tausch zu Dienstlaufbahnabzeichen der Volksmarine verhilft.

Soldat Möser,
934 Marienberg
PSF 4803/C-4

Es bleibt beim alten

Seit einigen Monaten bin ich als Sachbearbeiter für Treib- und Schmierstoffe (Planstelle Stabsfeldwebel) tätig. Kann ich als Wehrpflichtiger mehr Urlaub, Ausgang und Geld beanspruchen?

Gefreiter List, Potsdam

Urlaub, Ausgang und Sold erhalten Sie entsprechend Ihres Dienstverhältnisses (Wehrpflichtiger im Grundwehrdienst) und des Dienstgrades. Der Einsatz in bestimmte Planstellen spielt dabei keine Rolle. Wohl aber kann eine hervorragende Arbeit mit Belobigungen anerkannt werden.

Erfahrungen

Im Oktoberheft wird Oberst Richter vom Gefreiten Thalheim gefragt, ob es nicht etwas übertrieben wäre, wenn alles mit der Gefechtsbereitschaft begründet wird. Gewiß ist der Gefreite Thalheim noch ein sehr junger Mann. Wahrscheinlich ist er auch von seinen Vorgesetzten nicht richtig aufgeklärt, sonst würde er wohl kaum solche Frage stellen. Als Teilnehmer an den Arbeiterkämpfen in der Weimarer Republik – u. a. gegen den Kapp-Putsch – kann ich dem Jungen nur sagen: Übertreiben kann man da niemals. Tag und Nacht dürfen wir die Waffen nicht aus der Hand legen. Das haben wir einmal gemacht und bitter bereut. Der Gegner ist heute derselbe wie damals und in keiner Hinsicht besser geworden.

Fritz Giese,
Eisenhüttenstadt

Schnell gehandelt

Auf diesem Wege möchten wir dem Arzt Oberleutnant Steinberg und seinem Kraftfahrer, Soldat Eichler, von der Dienststelle Waldsieversdorf unseren herzlichsten Dank für ihre schnelle Hilfe aussprechen. Eine Jugendfreundin aus unserer Schule erkrankte schwer, der Arzt konnte vor einer Stunde nicht erscheinen. Inzwischen aber nahmen die Anfälle der Kranken zu, sie war nicht mehr bei Bewußtsein. Wir suchten einen Ausweg und fanden ihn in der NVA. Dr. Steinberg erschien sofort und brachte sogar einen Sauerstoffapparat mit. Das war die letzte Rettung. Durch die Einsatzbereitschaft beider Genossen war es möglich, unsere Mitschülerin am Leben zu erhalten.

Seminar III
der Sonderschule
des Zentralrats der FDJ
in Buckow

Typenblätter-Markt

Suche:

Flugzeuge (AR 1956–63), biete andere Waffengattungen. Horst Sammler, 99 Plauen, Wilhelm-Pieck-Str. 102.

Schiffe, Franz Teuchert, 1136 Berlin, Hans-Loch-Str. 606.

Biete:

Autos, Handfeuerwaffen, Schiffe gegen Flugzeuge. Werner Hoffmann, 8231 Reichstädte, Nr. 3 b.

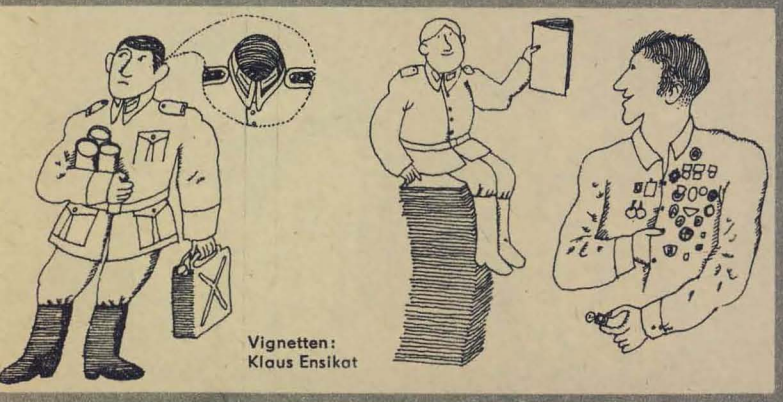
Typenblättersammlung als Geschenk. Dieter Kühnkauß, 5105 Wieselbach, Th.-König-Straße 1.

Typenblätter aller Art im Tausch gegen AR, Filmprogramme, in- und ausländische Filmzeitschriften. Unteroffizier Gäbelein, 126 Strausberg, PSF 1901/C.

Gegen klingende Münzen

Tausche AR von 1962 bis 1968 (davon 1962 bis 1965 eingebunden) gegen Abzeichen, Medaillen und Münzen aller Art.

Unterleutnant Rott,
9388 Oederan,
Platz der Befreiung 4



Vignetten:
Klaus Ensikat

Was meinen Sie, liebe Leser:

Ist die Erzählung („Der Entschluß") auf den Seiten 10 bis 13 und 81 dieses Heftes aus dem Leben gegriffen? Halten Sie die Lösung des Konfliktes für ein Einzelbeispiel? Kennen Sie aus Ihrem Bekanntenkreis ähnliche positive Entscheidungen der Beteiligten? Bitte schreiben Sie uns.

Die Redaktion

DMV 1970, 320 S., 7,50 M

Heinz Kruschel: „Jeder Abschied ist ein kleines Sterben"

Der Fähnrich der Bundeswehr Wolfgang Wittig, der sich von seinem bürgerlichen Elternhaus trennen und mit Doris Rappsilber, der jungen Buchhändlerin, ein neues Leben beginnen will, erweist sich zu schwach, die Fesseln, die ihm die Umwelt und die Familie angelegt haben, zu lösen. Er kehrt in den Schoß der Familie zurück, die er verachtet, und opfert seine Liebe zu Doris den „Normen" seiner Gesellschaft und dem Dünkel seiner Klasse.

zweiten Weltkrieg mit ein; in ihrer Mehrheit jedoch wenden sie sich Problemen der unmittelbaren Gegenwart zu und zeigen recht eindringlich den schwierigen und vor allem den verantwortungsvollen Dienst unserer Grenzer. So werden besonders markante Bewährungs- und Entscheidungssituationen gestaltet, wobei die Aggressivität des Gegners recht deutlich wird und das überlegene und überlegte Verhalten der Soldaten; Probleme des harten Dienstes, die unbedingte Disziplin und die Schwierigkeiten, die diese Disziplin für den Einzelnen mit sich bringen kann, Ehrlichkeit, Mut, Hilfsbereitschaft, Verantwortungsgefühl und das Einstehen für den anderen, den Genossen, die brüderliche, vertrauensvolle Zusammenarbeit mit der Bevölkerung spiegeln sich in den Arbeiten, die wohl gegründet sind im Selbsterlebten und gespeist durch eigene Erfahrungen. Hier sprechen sich Soldaten aus, wobei nicht übersehen werden kann, daß die Arbeiten unterschiedliches Niveau aufweisen. Aktionen überwiegen, während die Reflexionen weniger überzeugen können und Wandlungen manchmal doch noch recht mechanisch erfaßt sind, stärker als Ergebnis gezeigt werden als in ihren einzelnen Etappen. Es sei wie es sei. Alle Mitarbeiter an diesem Band verdienen Dank und Anerkennung. Das Buch informiert, es macht viele, von außen gar nicht so leicht erschaubare Aspekte im Leben unserer Grenzsoldaten deutlich; es hinterläßt keinen Zweifel daran, daß die Sicherheit unserer Grenzen und damit unser aller Sicherheit in guten Händen ist. *Thomas*

DMV 1969, 309 S., 7,80 M

„Grüne Leuchtkugeln"

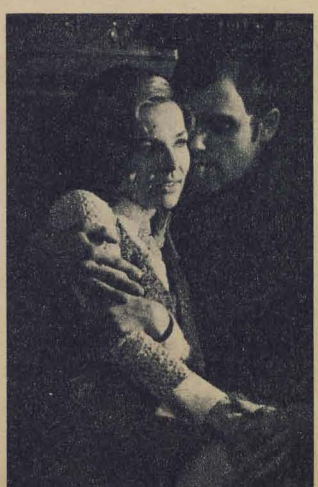
Ausgewählt und herausgegeben von Helmut Preißler

Alles in allem: dieser Band ist eine recht ausgerundete Sache. In ihm sind Prosa, Lyrik und Grafiken zu einem Thema vereinigt: das Leben unserer Soldaten, genauer der Grenzsoldaten. 14 Autoren steuern 19 Erzählungen und 15 Gedichte bei, dazu sind 24 grafische Arbeiten gestellt. Und alle diese Beiträge versuchen, das Leben unserer Grenzsoldaten auszuloten. Sie gehen zurück – wenn wir die schriftstellerischen Beiträge vorzüglich betrachten – zum schweren Anfang, sie beziehen den

„HE,DU!" DEFA-Premiere

mit Annekathrin Bürger und Frank Obermann

Berlin Alexanderplatz. Sie verfolgt atemlos die Artistik der Bauleute. Er, -zig Meter über der Erde, leitet die Montage eines Hochhauses. Ellen ist Lehrerin, und sie hat einen Freund. Auf Abenteuer am Alex ist sie nicht aus. Und der Bauingenieur Frank hat Bekanntschaften auf diese Distanz gar nicht nötig. Dann

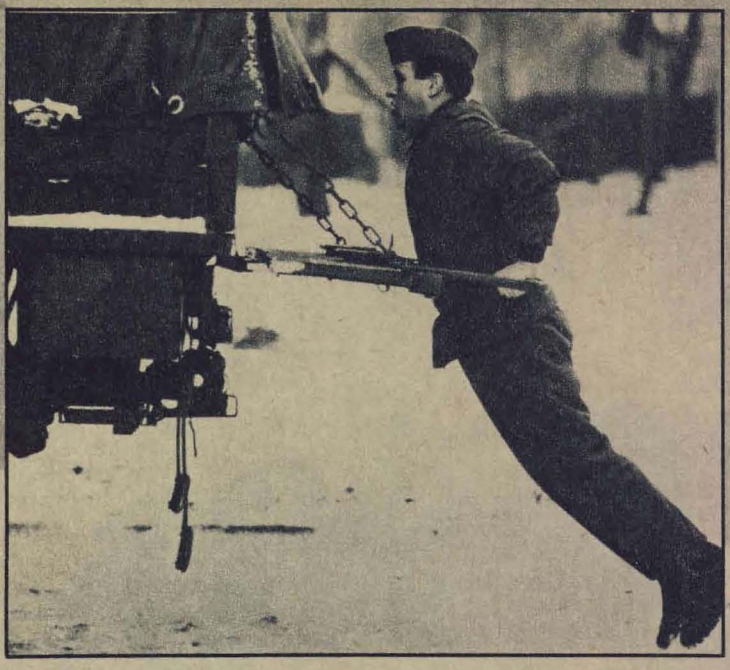


lernen sie sich richtig kennen, nach einer pädagogischen Pferdekur, die Frank mit seinem Neffen veranstaltete. Dieser Knabe raucht wie ein Schlot und trinkt wie ein Alter. Frank wollte den Teufel mit Beelzebub austreiben, und am nächsten Tage fehlte in Ellens Klasse ein Junge wegen Volltrunkenheit. Was soll die Lehrerin dazu sagen? Sie denkt nach. Nicht nur über ihre Aufgabe, Verhaltensweise und Gefühlswelt ihrer Schüler zu formen, sondern auch über Frank und über ihr Verhältnis zu Horst, ihren selbstzufriedenen Kollegen. Wer junge Menschen zu aufrechten Persönlichkeiten erziehen will, muß selbst aufrecht leben. Und so entschließt sich Ellen zu einem neuen Anfang mit Frank. Zu einer Bindung, die schön und anspruchsvoll zugleich ist, weil die Partner ein vorbehaltloses Engagement in allen Fragen unseres Lebens voneinander fordern. *E. K.*

Wie das tägliche Brot...

Dreck, Schneematsch, Wasser – und dort müssen sie durch, die Kanoniere mit ihrem 120-mm-Granatwerfer. Da gibt es kein Zögern – der Stellungswechsel ihrer Batterie muß in kürzester Zeit geschafft sein. Diese mit eiskaltem Wasser gefüllte Senke darf kein unüberwindliches Hindernis sein. Also hinein in die Pfütze, mit Tempo, möglichst den Schwung ausnutzend. Aber das allein reicht nicht, um mit Protze und Werfer drüben wieder heraus zu kommen. Ihre ganze Kraft müssen sie aufbieten. Aber sie haben ja etwas aufzubieten, und sie schaffen es: der Werferführer Unteroffizier Glöckner mit seiner Bedienung, den Gefreiten Riedel und Quiel und den Kanonieren Gonzior und Weiske. Hauptmann Widdermann, der Batteriechef, kann zufrieden sein: Seine Genossen haben etwas „drin" in ihren Armen und Beinen. Das zahlt sich in solchen Situationen aus. Und die kehren im Gefecht ja immer wieder. „Von nichts kommt nichts", sagt man. Für physische Kraft, für Mumm in den Knochen, für Dampf in den Muskeln gilt das ganz besonders. Das

. . . brauchen Kanoniere vor allem eins: KRAFT!
Die Batterie Widdermann
handelt nach dieser Devise, vom Chef bis zum letzten Kanonier.
Davon überzeugten sich
Major Ernst Gebauer (Fotos) und Major Günther Wirth (Text)



wissen Hauptmann Widdermann, Unteroffizier Glöckner, Kanonier Gonzior, die ganze Batterie ist sich darin einig. Also tun sie etwas. Regelmäßig, täglich, zielgerichtet. „Tägliches Training? Unmöglich!" behaupteten die einen. Die „Widdermänner" sagen: „Doch!" Und sie beweisen es den Zweiflern und den Bequemen.

Der Anfang war der „Volksarmee"-Fernwettkampf: „Wer sind die stärksten Männer der Armee"? Teilnahme ist dienstliche Auflage. Da kommt keiner drum herum. Aber man kann mehr tun, als nur so mitmachen. Unsere Werferbatterie hatte einen Gefreiten Siegfried Höhne, 1968 drittstärkster, 1969 stärkster Mann der NVA, der organisierte, ankurbelte, mitriß, und sie hat einen Chef, der sehr schnell erkannte, daß es dabei nicht um einen Sportwettbewerb schlechthin ging, sondern daß dadurch schon bald die Ausbildungsaufgaben besser erfüllt wurden. Soll er doch mal selbst sprechen: „Früher waren wir ja auch nicht ganz schlecht, aber seit wir jeden Tag auf unseren Sportboden gehen, sind wir besser. Die militärischen Normen erfüllen wir mit Eins, vor allem die, die mit Kraft zusammenhängen: den Stellungswechsel, das Abprotzen und In-Stellung-bringen, das Verladen der Munitionskisten. Jede wiegt immerhin 76 Kilo. Na, und über die MKE-Normen sprechen wir bei uns gar nicht. Nur die Laufdisziplinen, die Ausdauerläufe, sind nicht unsere Stärke." „Eine Drei?" „Zuletzt hatten wir eine 1,2." „Habe ich richtig gehört? Nicht eure Stärke?" „Na, ich meine das so: Diese Note holten die meisten mit letztem Einsatz, mit Willen. Danach waren sie völlig fertig. Am Werfer unterbieten sie die Normzeiten meist klar. Da denkt man manchmal, die reißen das Ding auseinander, ohne daß sie sich dabei bis zum letzten verausgaben".

Maßstäbe setzen sich die Leute! Donnerwetter!

Abprotzen – das heißt, den Werfer von seinem Fahrgestell, der Protze, herunterwerfen, ihn in Stellung bringen. Ein Kraftakt erster Güte. Selbst für vier Mann nur zu bewältigen, wenn sie etwas „drauf haben". Viele Möglichkeiten gibt es, die Muskeln zu stärken: Es geht auch ohne Barren: Beugestütze an den Schutzbügeln der Rückklappe des LO. Beim Frühsport tun es auch Kettenglieder. Raufball kann man überall spielen.

„Zu-gleich!" kommandiert der K1, Gefreiter Riedel. Gonzior und Weiske drücken die Protze hoch, Riedel und Quiel packen den Werfer am Zweibein. Die zentnerschwere Waffe „fliegt" durch die Luft, landet auf der Bodenplatte. Sie ist einsatzbereit. Nur die vereinte

Kraft der vier Kanoniere kann das schaffen. Schon wenn einer von ihnen nicht mitzieht, strampeln sich die anderen vergeblich ab. Nicht umsonst ist deshalb das Motto der Batterie: Alle machen mit! Sie können keine Schlaucher gebrauchen.

Auch jetzt, da ihr berühmtes Kraft-As, Siegfried Höhne, nicht mehr in der Batterie ist, herrscht auf dem selbsthergerichteten Sportboden ständig Hochbetrieb. Das Krafttraining ist ihnen zum Bedürfnis geworden.

„Erst wollte ich ja nicht ran. Zu Hause hatte ich kaum Sport getrieben, und nun diese Kraft-Schinderei! Davon war ich gar nicht begeistert. Aber blamieren wollte ich mich auch nicht." Der das sagt, ist Unteroffizier Glöckner, im Vorjahr beim Endausscheid der „Stärksten Männer" bereits Zehnter, diesmal die große

Hoffnung der Batterie. Er ist nicht der einzige, der hier erst, in der Armee, echte Bindungen zum Sport bekam. Das regelmäßige Training bringt auch Ergebnisse, Erfolge, die natürlich beflügeln. Kanonier Piterzak, ein Lehrer, kam mit einer völlig unsportlichen Figur zu ihnen. Mit Ach und Krach brachte er beim Klimmziehen das Kinn 1mal über die Reckstange. „Nach 18monatigem Training zog er sich immerhin 8mal hoch, und mit seinem Körper konnte er sich fast bei der Kulturistik sehen lassen", lacht Wachtmeister Blüher, Zugführer und Sportorganisator der Batterie.
Noch mehr Beispiele? Kanonier Flachs begann mit 15 Beugestützen und schaffte dann das Doppelte. Gefreiter Greif steigerte sich von 5 auf 14 Klimmzüge. Gefreiter Steinecke von 5 auf 13. Das sind keine Ausnahmen, jeder kann das erreichen.

Noch einmal müssen der K3 und der K4 hinein in das feuchte Vergnügen. Nicht immer wird es so schwierig sein, die Munition heranzuschaffen wie hier. Da hilft kein Zaudern und Jammern, da heißt es zupacken. Der Werfer soll ja schießen. Und kräftig zupacken können alle in Hauptmann Widdermanns Batterie.

1969 belegten sie beim Kraft-Fernwettkampf die ersten fünf Plätze im Regiment. Zum weiteren Training zogen ihre Stärksten in eine DHfK-Halle. Die Turner dort guckten etwas verwundert drein, als die Soldaten sich mit Rundgewichten und Hanteln in einer Ecke einrichteten. „Was wollt Ihr denn mit dem Krempel?" spotteten sie. Als ihnen aber Siegfried Höhne seine 100 Beugestütze vormachte, mußte selbst Klaus Köste passen. Dann kamen die Ausscheide im Militärbezirk. Die Batterie stand wie ein Mann hinter ihren starken Männern. In der militärischen Ausbildung gab es keine Extrawurst für sie, aber Revier- und Waffenreinigen übernahmen schon einmal die anderen mit, um ihnen eine zusätzliche Trainingsstunde zu ermöglichen. Aber dann, unmittelbar vor dem Start, gab es doch noch eine Extra-, nein, keine Wurst, aber Suppe. Der Chef spendierte ein kräftiges Suppenhuhn. Brühe soll ja wohl Kraft geben. Beim Führungszug kam das Huhn in den Topf. Seltene Wohlgerüche durchzogen den Batteriebereich, allerdings vermischt mit dem durchdringenden Gestank von Schlangengift, das die Wettkämpfer äußerlich präparieren sollte. In diesen Tagen wird nun der „Stärkste Mann der Armee" 1970 gekürt. Ob Unteroffizier Glöckner es schafft, weiß ich nicht. Das ist auch nicht das wichtigste. Aber eins weiß ich mit Gewißheit: Die Batterie Widdermann wird weiterhin regelmäßig Kraft trainieren, und sie wird weiterhin ihre militärischen Aufgaben vorbildlich erfüllen.

76 Kilo schwer ist diese Munitionskiste. Und Nachschub braucht der Werfer ständig. Das zieht in den Armen und Schultern, nur nicht schlapp machen. Und die Knie dürfen auch nicht weich werden. Bei „Widdermanns" wird nicht nur in den drei Fernwettkampfmonaten trainiert. 50 Kniebeugen mit dem 50-Kilo-Gewicht im Nacken gehören fast zum guten Ton, und bei regelmäßigem Training kommt man auch auf 15 Klimmzüge.

1000 MARK PREISAUSSCHREIBEN

Hauptgewinn 500 Mark
ferner 4mal 50 Mark
5mal 20 Mark
20mal 10 Mark

Wer trägt was?

Nicht „6 aus 49" oder „5 aus 45" sind hier gefragt, sondern „3 aus 9". Ihre Gewinnchance, lieber Leser, ist also weitaus größer als bei den bekannten Wettarten. Es geht um Dienstlaufbahnabzeichen. Die hier dargestellten Soldaten, außer dem Jongleur, sind an Gegenständen zu erkennen, die für ihre Waffengattung oder Laufbahn typisch sind. Was damit geschieht, entspricht nicht immer den Vorschriften, doch daran sollten Sie sich nicht stören. Wer trägt also welches Dienstlaufbahnabzeichen? Schreiben Sie uns bis zum 24. 3. 1970 (Datum des Poststempels) auf einer Postkarte die Ziffern jener Dienstlaufbahnen, die Sie erkannt haben. Bereits mit 4 Richtigen wird Ihre Lösung gewertet. Unsere Anschrift:

Kennwort: 1000-Mark-Preisausschreiben
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postschließfach 7986

Die Gewinner werden wie stets unter Ausschluß des Rechtsweges ausgelost.

Auflösung aus Nr. 11/1969
1000-Mark-Preisausschreiben

Folgende Fehler waren zu finden: 1. Torhüter mit Sturzhelm; 2. Halbrunder Torraum; 3. 11-m-Schild; 4. Fußballschuh an der Hand; 5. Spikes; 6. Ball; 7. Unerlaubte Hilfe beim Kopfball; 8. 2 Fahnen des Linienrichters;

9. und 10. Schiedsrichter mit Megaphon bzw. gestreiftem Hemd.

Es gewannen:

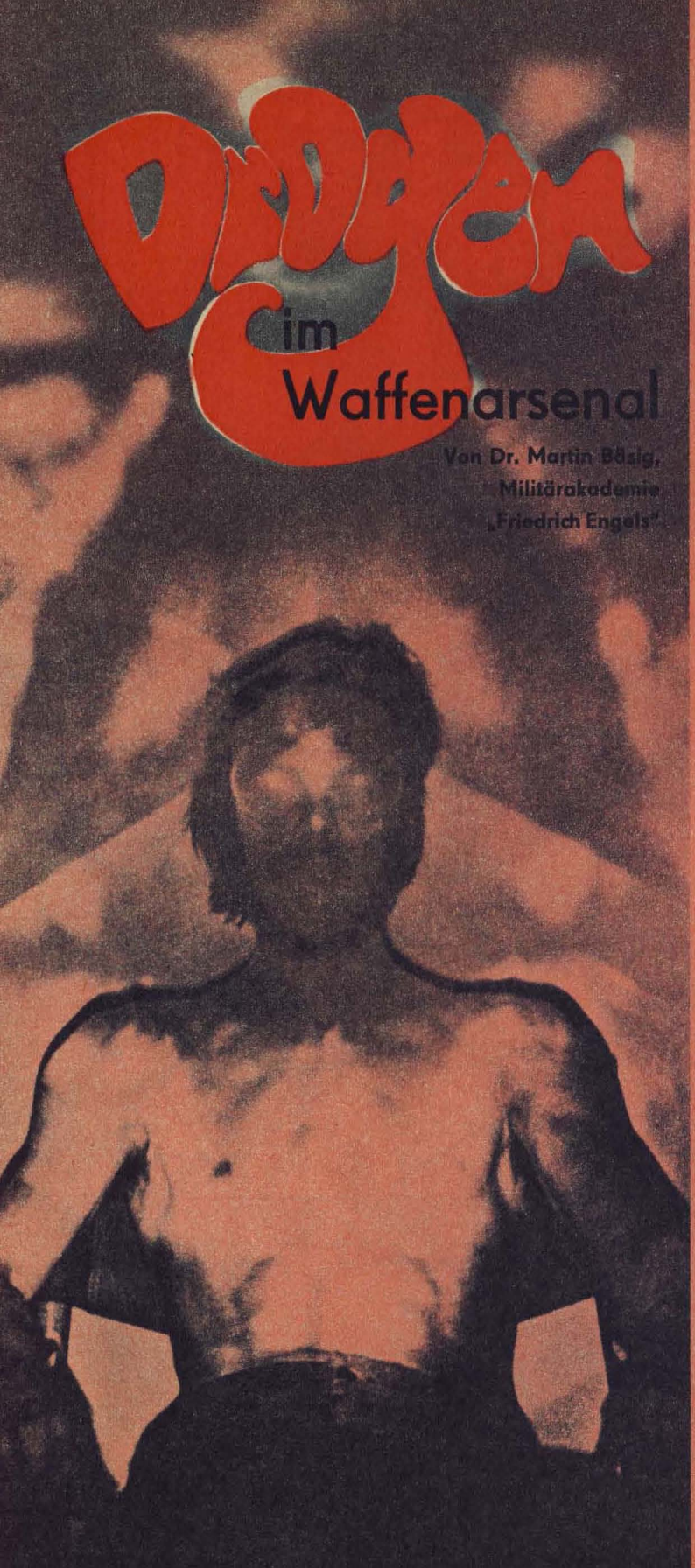
500,– Mark: Hildegard Radant, Biesenbrow.

50,– Mark: K. H. Neuhäuser; Ludwigsfelde; Waldemar Klemt, Deutsch-Ossig; Flieger Neumann, Drewitz/Süd; Lothar Hau, Jena.

20,– Mark: Rudolf Rönsch, Kohlwesa; Herbert Giebe, Weinböhla; Siegfried Herrmann, Schkeuditz; Gabriele Weiler, Dresden; Kanonier Pfeil, Schwerin.

10,– Mark: Gefr. Bartel, Teistungen; Paul Pohle, Hessenrode; H. J. Bremer, Staßfurt; Gerd Angermann, Marsdorf; Uffz. Merten, Stahnsdorf; Dora Wolf, Rostock; Soldat Flack, Oranienburg; Wilhelm Liese, Templin; Helga Skoruppa, Borna; Ufw. Cardinal, Strausberg; Soldat Zschach, Oranienburg; Hildegard Walther, Dresden; Rüdiger Brill, Köthen; Karin Teichert, Wismar; Soldat Ziegenbalg, Döllingen; Wolfgang Klinner, Krankenhaus Meißen; Alfred Melzer, Apolda; Soldat Wegner, Prora; F. Nasada, Leipzig; Horst Schulz, Glindow.

Die Preise werden auf dem Postwege zugesandt.



Drogen im Waffenarsenal

Von Dr. Martin Bäsig,
Militärakademie
„Friedrich Engels"

Das geschah vor einigen Jahren in den USA:
Ein Zug GIs im Ausbildungsgelände; Kommandos ertönen wie gewohnt, aber die Soldaten scheren sich nicht im geringsten darum. Sie gebärden sich wie Narren, vollführen groteske „Tänze", kriechen auf allen Vieren, „spielen" Vieh – und bei jenen, die sich einigermaßen vernünftig bewegen, ist auch nichts von der gewohnten Befehlsausführung zu spüren. Selbst einfache, alltägliche Handlungen führen sie ohne jegliche Genauigkeit aus. Die Ausbilder registrieren dieses Verhalten befriedigt, ist doch damit der Versuch geglückt, den ganzen Zug mittels „unfähigmachender Kampfmittel" außer Gefecht zu setzen ...
Ein Plan der US-Armee, psychotoxische Stoffe als wirksames Kampfmittel in begrenzten Kriegen anzuwenden, nahm reale Gestalt an. Schon Ende der fünfziger Jahre hatte der damalige Chef des Chemischen Corps der amerikanischen Streitkräfte, General Stubbs, diese Ansicht vertreten.

Das am meisten gebräuchliche psychotoxische Mittel ist das unter der Kurzbezeichnung LSD bekannte Lysergsäurediäthylamid. Es gehört zur Gruppe jener psychotoxischen Stoffe, die beim Menschen vorübergehende geistige Störungen hervorrufen. In geringen Mengen eingenommen, übt es auf den Organismus keine bleibenden Schäden aus. Es ruft wie die meisten psychotoxischen Stoffe Halluzinationen hervor. Deshalb nennt man diese Gruppe chemischer Mittel auch Halluzinogene.
Zu den für den Kampfstoffeinsatz vorgesehenen Drogen gehören außer LSD noch Psilocybin, Meskalin und Bufotenin. In jüngster Zeit schenkt man auch synthetischen Stoffen mit der Bezeichnung Piperidylglykolate erhöhte Aufmerksamkeit, Viele dieser modernen, in der jüngsten Vergangenheit als psychotoxische Kampfstoffe vorgeschlagenen Substanzen

sind keine direkt neuen Erfindungen. Sie sind bei verschiedenen Völkern Süd- und Mittelamerikas, Afrikas und Asiens schon seit langem für religiös-kultische Handlungen im Gebrauch. So wird eine in Mexiko vorkommende Droge (Peyotl), deren Wirkstoff Meskalin ist, beim Verzehren einer Kaktusart aufgenommen. Eine weitere mexikanische „Zauberdroge", der Samen einer Windenart, ist unter dem Namen Oluliuqui bekannt geworden. Sie enthält Verbindungen, die chemisch mit dem LSD verwandt sind. Aus dem Samen bestimmter Leguminosen (Hülsenfrüchtler) bereiten die Ureinwohner Südamerikas einen Schnupftabak, der Halluzinationen hervorruft. Chemische Analysen haben ergeben, daß diese Droge Bufotenin und andere psychotoxische Stoffe enthält.

Die militärische Bedeutung der psychotoxischen Stoffe liegt nach Ansichten imperialistischer Militärs hauptsächlich im Bereich der Sabotage, beim Einsatz gegen die ungeschützte Bevölkerung, aber auch gegen militärische und politische Führungszentren. Die meisten psychotoxischen Stoffe eignen sich wegen ihrer guten Wasserlöslichkeit, ihrer Wirksamkeit trotz geringer Dosis und ihrer raschen Wirkung bei Aufnahme über die Verdauungsorgane besonders gut als Sabotagegifte. Durch sinnliche Wahrnehmung ist beispielsweise mit LSD vergiftetes Trinkwasser nicht feststellbar, denn es genügen bereits 0,1 g zur Vergiftung von 1 m^3 Wasser. In so geringen Mengen ist LSD nur durch spezielle Analysen nachweisbar.

Auch bei Gefechtshandlungen sollen die normalerweise festen psychotoxischen Kampfstoffe verwendbar sein, weil sie sich leicht in kleinste Partikel zerlegen lassen, die in der Luft längere Zeit als Aerosol schwebfähig gehalten werden können. Das ermöglicht eine ausreichende Konzentration auch in größeren Räumen, die z. B. durch Fallschirmabwurf verhältnismäßig weniger Aerosolgeneratoren geschaffen werden kann. Machen wir uns nun mit einigen Wirkungen dieser Halluzinogene vertraut, um ihre Bedeutung als chemische Kampfstoffe besser verstehen zu können.

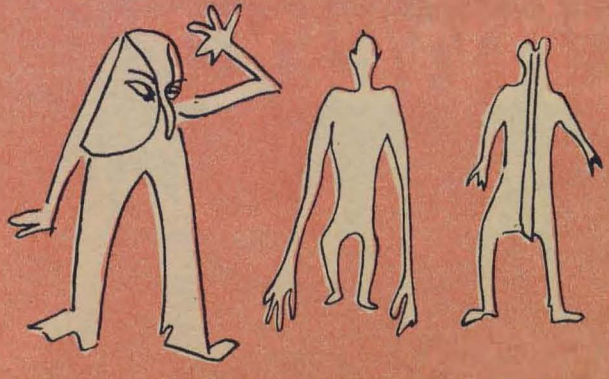
Das LSD als einer der wirksamsten psychotoxischen Stoffe ist eine Verbindung, die halbsynthetisch aus den Alkaloiden des Mutterkornpilzes gewonnen wird. Auffallend ist die zur Erzeugung zeitweiliger Geistesgestörtheit geringe Menge von etwa 0,05 mg je Person. 40 bis 60 Minuten nach der Aufnahme in den Körper beginnt die psychotoxische Wirkung. Seinen Höhepunkt erreicht der LSD-Rausch nach zwei bis drei Stunden. Normalerweise ist die Wirkung nach acht bis zehn Stunden beendet. Charakteristisch dabei sind Veränderungen der visuellen Wahrnehmung. Sehr eindrucksvoll wurde das mit Selbstversuchen bildender Künstler demonstriert. Die Zeichnungen, die Produkten von Geisteskranken ähneln, geben ein anschauliches Bild, wie die visuelle Wahrnehmung der Versuchsperson gestört ist.

Oft sind die optischen Halluzinationen mit Synaesthesien verbunden. Das heißt, es werden Empfindungen in einem Sinnesorgan bei Reizung eines anderen ausgelöst. Beispielsweise werden beim Hören eines akustischen Signals Farben oder Figuren gesehen. Auch das Zeitempfinden ist gestört.

Wie bei der Schizophrenie tritt bei LSD-Einwirkung häufig das Gefühl der Persönlichkeitsspaltung auf. Die Versuchsperson hat das Empfinden, sich selbst fremd zu sein. Die Persönlichkeitsspaltung und die anderen psychischen Wirkungen machen die davon betroffenen Personen mehr oder weniger unfähig, koordinierte Handlungen auszuführen. Eine militärische Einheit, die z. B. psychotoxischen Stoffen ungeschützt ausgesetzt ist, wird ihren Kampfauftrag demzufolge nicht oder nur sehr begrenzt erfüllen können.

Vor etwa zehn Jahren wurden die Piperidylglykolate bekannt, die geistige Störungen in noch umfangreicherem Maße hervorrufen als das LSD. Zu den wirksamsten Vertretern dieser Gruppe gehört die chemische Verbindung Ditran. Es bewirkt den vorübergehenden Verlust der Fähigkeit, logisch zu denken.

Es bleibt die Frage zu beantworten, ob es möglich ist, sich im Falle eines Einsatzes solcher Kampfstoffe durch die imperialistischen Armeen zu schützen. — Werden die genannten Stoffe in Aerosolform versprüht, genügt die Schutzmaske. Auch feuchte Tücher, die vor Mund und Nase gehalten werden, helfen. Wegen der Möglichkeit, psychotoxische Stoffe zu Sabotagezwecken einzusetzen, ist unter entsprechenden Bedingungen der Genuß nicht untersuchter Speisen und Getränke zu vermeiden. Gegenwärtig gibt es sowohl chemische Mittel, mit denen man psychotoxische Stoffe entgiften kann, als auch Gegenmittel, die das medizinische Personal verabreicht. Eine schwere Ditranvergiftung z. B. kann durch Injektion von Tetrahydroaminacrin innerhalb von zwei Minuten beseitigt werden. Gegen das LSD gibt es ebenfalls wirksame Arzneimittel, z. B. Chlorpromazin und Azacyclonol.



Teppichweber vom Leninplatz

„Die Brombergs", das heißt die Monteure vom Leninplatz, sind heute vielbeschäftigte Leute – bei der Montage *und* bei der Beantwortung kluger oder ganz kluger Reporterfragen.

„Man kommt fast gar nicht mit dem Lesen nach", sagt Genossin Bromberg und holt einen Stapel Ausschnitte aus dem Wohnzimmerschrank. „Und manchmal drucken sie sogar Worte von mir, die ich nie gesagt habe", ergänzt Genosse Bromberg.

„Sind Sie von dieser Mark-Zeitschrift?" fragt Genossin Bromberg. „Die haben wir bis zum Umzug auch immer bestellt gehabt. Die Armeezeit müssen Sie reinnehmen in den Artikel. Da bist du durch eine Schule gegangen, die manchmal für mich sogar furchtbar war. Jeden Tag um halb fünf aufzustehen, davon ist er nicht abzubringen. Einmal hat er mir sogar die Betten auseinandergerissen: ‚So kann man das Laken nicht legen!' Eines steht fest – Ausdauer, Zuverlässigkeit und Pflichterfüllung hat er sich dort erworben."

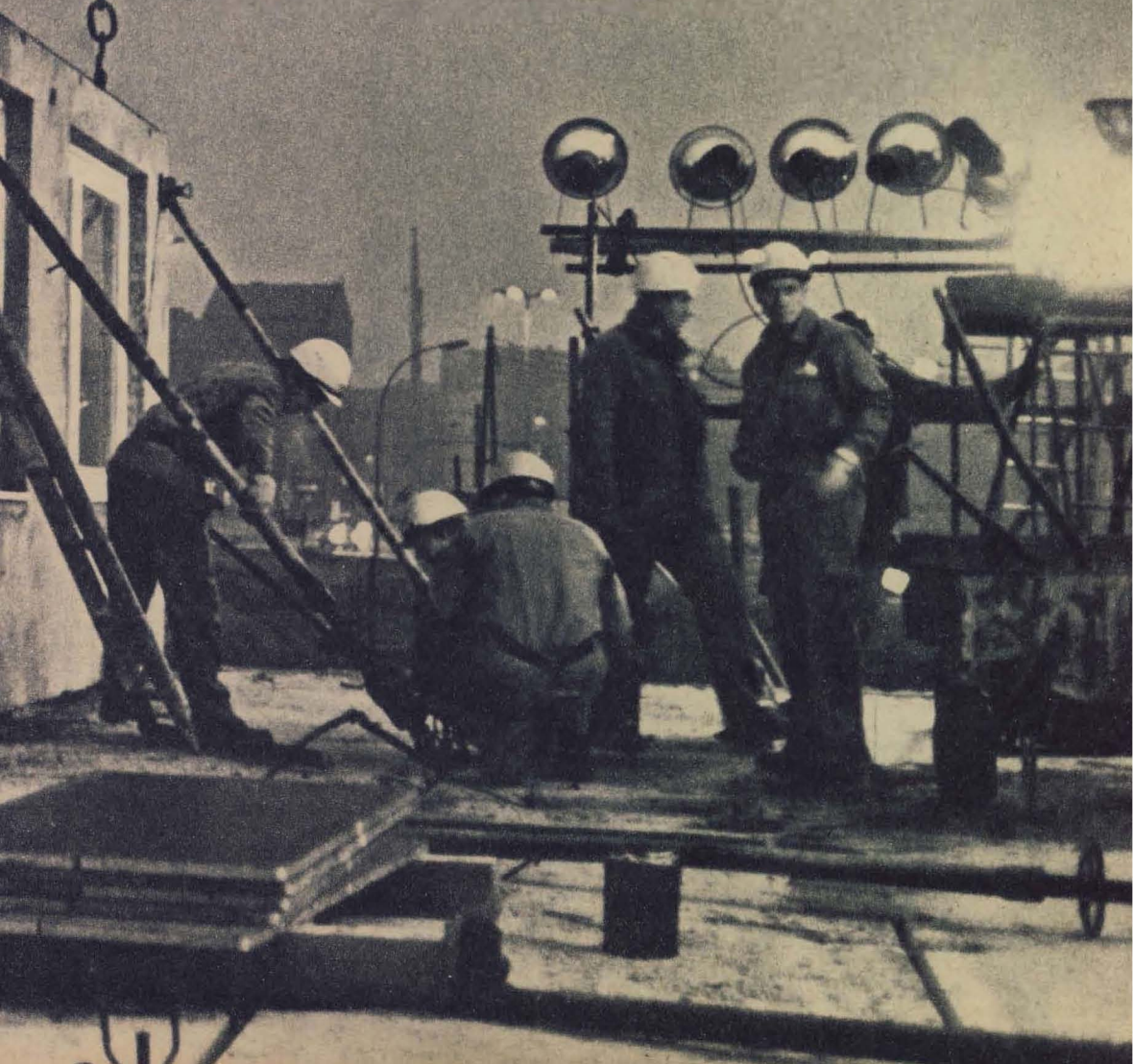
„Disziplin, Einordnung in das Kollektiv, aber auch Umgang mit den Menschen habe ich mitgenommen. Zuletzt war ich als Feldwebel Zugführer beim Wachregiment in Berlin."

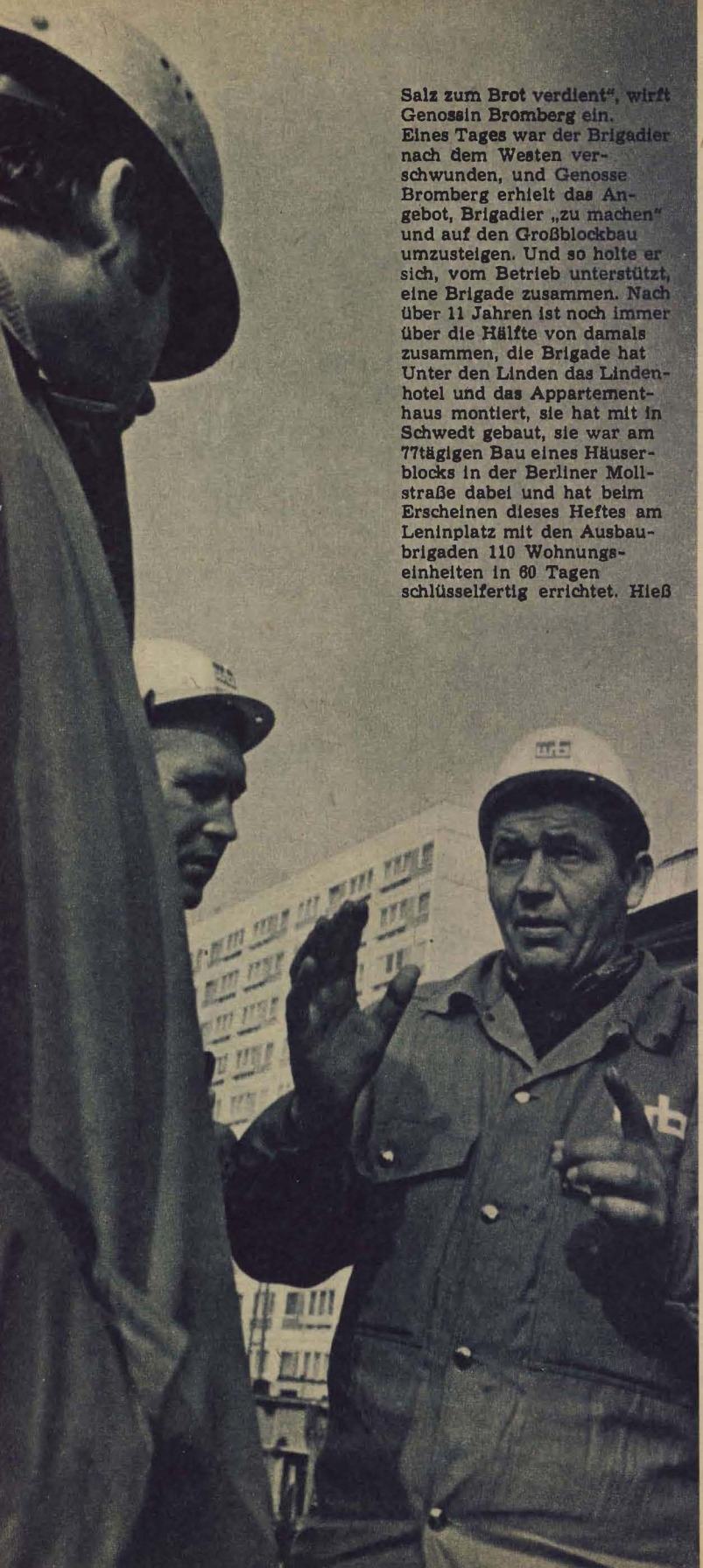
Und weshalb hatte er sich freiwillig gemeldet? War es die klare Erkenntnis, daß der Maurer auch sein Werk und seinen Staat schützen muß, wie zu lesen war?

„Ich hatte als Hucker angefangen, weil ich als Ältester Geld für die Familie nach Hause bringen mußte. Als ich von der Privatfirma entlassen wurde, hatte ich zwei Angebote: Als Maurer zur Wismut oder zur VP. In Weißenfels bin ich dann ausgebildet worden. Da hieß es: Wir brauchen Arbeiterkinder für ein Wachregiment in Berlin, das die Regierung schützen muß. Ich habe mir einen Tag Bedenkzeit ausgebeten. Berlin war ja damals ein brenzliges Pflaster. Unser Kompanie-PK, der selbst im KZ gesessen hat, überzeugte mich dann."

Als er aus Gesundheitsgründen ausschied, bei der Kripo keine freie Stelle, an einem Schreibtischdienst bei der Volkspolizei aber keinen Gefallen fand, ging er wieder auf den Bau.

„Und hast erst mal nicht das





Salz zum Brot verdient", wirft Genossin Bromberg ein. Eines Tages war der Brigadier nach dem Westen verschwunden, und Genosse Bromberg erhielt das Angebot, Brigadier „zu machen" und auf den Großblockbau umzusteigen. Und so holte er sich, vom Betrieb unterstützt, eine Brigade zusammen. Nach über 11 Jahren ist noch immer über die Hälfte von damals zusammen, die Brigade hat Unter den Linden das Lindenhotel und das Appartementhaus montiert, sie hat mit in Schwedt gebaut, sie war am 77tägigen Bau eines Häuserblocks in der Berliner Mollstraße dabei und hat beim Erscheinen dieses Heftes am Leninplatz mit den Ausbaubrigaden 110 Wohnungseinheiten in 60 Tagen schlüsselfertig errichtet. Hieß es anfangs ein Stein – ein Kalk, kamen später Blöcke bis 750 Kilo angefahren, so sind heute Platten bis zu 5 Tonnen zu montieren, mit einer Toleranz von plus minus 0,4 Zentimeter, weshalb sich allein schon der alte Grundsatz ein Stein – ein Kalk – ein Bier verbietet.

„Schwedt war die große Bewährungsprobe für unsere Brigade", sagt Genosse Bromberg. „Von 30 Mann sind 28 mitgegangen. Schon vorher, als wir die Grenzanlagen bauten, oft 12 Stunden lang, ist keiner weggelaufen."

„Als sie in Schwedt waren", sagte mein Mann, oft durfte er montags seine Brigademitglieder, wenn sie von zu Hause kamen, nicht ansprechen. Man durfte kein Streichholz nehmen, sonst wären sie schon in die Luft gegangen. Aber die Brigade war kein Windei und ist nicht geplatzt wie manche andere."

Mir scheint, daß er mehr als eine Handvoll wichtiger pädagogischer Prinzipien hat: Als ursprünglichen Stamm hat er auf etwa Gleichaltrige – er ist heute 38 – Wert gelegt; er kann energisch sein, („Wenn das Prämiengeld in der Brigade versoffen wird, schlage ich keinen mehr vor"), aber auch zuhören ...

„Er hat manchmal eine unheimliche Ruhe. Ich bin da ganz anders. Aber wenn ich wütend bin, zählt er von eins bis zehn und sagt: Komm mal wieder runter von der Birke. Ich sage immer, das ist seine ostpreußische Mentalität", meint Genossin Bromberg.

Aber es ist sicher nicht nur die obligatorische Flasche Milch zur Arbeit, die erst in der Brigade die Bemerkung auslöste: „Du kannst dir wohl keine Flasche Bier leisten", aber langsam doch ihre werbende Wirkung ausübte, daß die Frau des Hauses ergänzt: „Es ist vor allem die Kraft des Beispiels, möchte ich Ihnen sagen."

Kraft des Beispiels – das schließt auch diese Seite ein: Kurt Bromberg erhielt den Vaterländischen Verdienstorden und ist zweifacher Aktivist, er ist den Rat-

suchenden ein guter Schöffe (Rechtspflegemedaille) und den Genossen der Kampfgruppe ein guter Kämpfer (Medaille für treue Dienste und am 13. August an der Staatsgrenze dabei). Und zum zweiten Mal wurde er in die Bezirksleitung der Partei gewählt.

Und das „Geheimnis" der Erfolge? Ist die Frage nicht schon beantwortet?

„Die Frage ist uns schon vorgelegt worden", antwortet die Frau des Genossen, der lieber handelt als spricht, und die für die „Brombergs" manche Schreibarbeit macht, so daß sie von „unserer Brigade" nicht zu Unrecht spricht: „Es gibt keine spezielle Erklärung. Bei mir persönlich ist es genauso. Wir haben uns gefragt, weshalb ich erst jetzt das Abitur nachgemacht habe und Jura studiere, um Richter zu werden. Erst haben wir gesagt, weil vielleicht die Verantwortung gewachsen ist, seit unsere Tochter da ist. Aber das ist es nicht. Wir sind eben mitgeschlittert mit unserer ganzen Entwicklung. Ein guter Bekannter von uns sagt immer: An Euch sehe ich, wie sich die DDR entwickelt. Und wir grinsen dann nur immer."

Wir lachen nicht darüber. Aber weshalb Teppichweber? Etwa weil Kurt Bromberg trotz Erfolge und Ehrungen und Arbeit in luftiger Höhe immer, wie der Berliner sagt, auf dem Teppich bleibt? Ich habe vielmehr an die Teppichweber von Kujan Bulak bei Bert Brecht gedacht. Denn der Leninplatz ist ein Geschenk, das wir uns zum 100. Geburtstag Lenins selber bereiten — mit 1250 Wohnungen, Kaufhallen und Cafés, mit Gartenanlagen und einem Lenin-Denkmal aus rotem Granit. „Auf diesem Platz in der Hauptstadt der DDR, inmitten Westeuropas wird das Denkmal Wladimir Iljitsch Lenins von der Sieghaftigkeit des Marxismus-Leninismus im sozialistischen Staat deutscher Nation künden."[1] *H. H./G. S.*

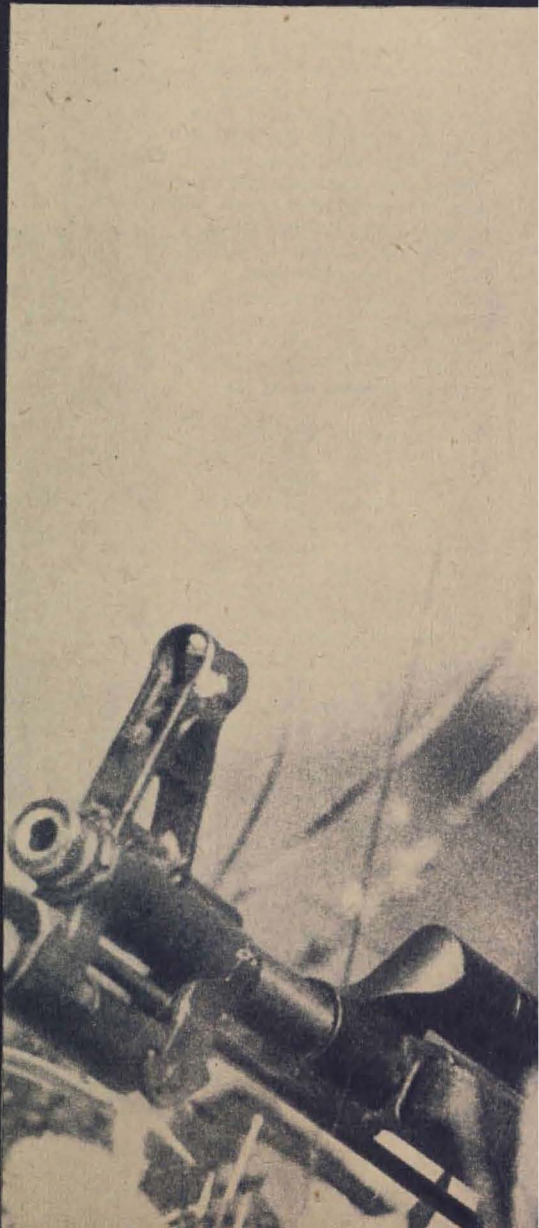
[1] W. Ulbricht anläßlich der Grundsteinlegung

Als habe es NÜRNBERG nie gegeben

Noch nicht einmal ein Vierteljahrhundert ist seit der Urteilsverkündung im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß vergangen. Doch als habe es dieses Völkertribunal nie gegeben, wüten faschistische Mordbrenner in Südvietnam – diesmal in amerikanischen Uniformen. Ihre Untaten unterscheiden sich nicht von den Massenmordaktionen der gerichteten Nazibestien.

Von Ende 1964 bis Ende 1968 ermordeten sie 170 000 Menschen bei „Säuberungsaktionen", verwundeten 800 000, verhafteten 400 000 und verschleppten fünf Millionen Südvietnamesen in Konzentrationslager. Mehr als 250 000 Kinder verbrannten im Inferno der Napalmbrände.

Den wachsenden Widerstand des südvietnamesischen Volkes versuchten die amerikanischen



Aggressoren mit Massakern wie dem von Son My zu brechen. Darüber hinaus vergifteten sie seit Januar 1969 mehr als 70 Prozent der Republik Südvietnam mit chemischen Kampfmitteln, denen weitere 285 000 Menschen zum Opfer fielen.

Zorn und Abscheu vor diesen unmenschlichen Grausamkeiten erfüllen die Welt und rufen in zunehmendem Maße die Solidarität der friedliebenden Völker auf den Plan, die den südvietnamesischen Patrioten helfen wird, ihren schweren Kampf siegreich zu bestehen.

Die Mörder entgehen ihrer Strafe nicht. Moralisch sind sie schon heute gerichtet, sie und auch jene Leute in Bonn, die ihnen direkt oder indirekt Hilfe leisten.

B-t.

Illustration: Wolfgang Würfel

Stille in Leningrad. So ungewohnt mutet es an, so erstaunlich schön, daß man es zeitweilig kaum glauben kann. Und bei dem Gedanken, daß diese Stille nicht die tückische, unheilgeladene, lastende und nicht erleichternde zwischen zwei Artillerieangriffen ist, möchte man vor Freude jubeln und weinen und unbedingt etwas Gutes tun ...

Noch unlängst, am 23. Januar, schlugen Geschosse in Leningrads Straßen ein. Wir wußten am Klang: nur ein Geschütz feuert, denn die Intervalle waren 12–15 Minuten lang, und ein und dasselbe Quadrat war dem Beschuß ausgesetzt, natürlich mit schweren Brocken. Nachts pflegten die Faschisten überhaupt nur mit schweren Sprenggeschossen zu feuern. Die Menschen ruhten hinter festen Mauern: um sie zu töten, mußte man in ihre Häuser einbrechen. Bis gegen Morgen erfolgte jede Viertelstunde das massive Krachen und sofort anschließend das schrille Getöse des Einsturzes. Das traf besonders schmerzlich: schon waren Krasnoje Selo, Ropscha, Strelnja, Urizk, Duderhof von der Sowjetarmee eingenommen, die Stellungen, aus denen der Feind Leningrad am intensivsten beschossen hatte. Wir wußten, unsere Truppen waren im Vormarsch, sie kämpften bereits im Raum von Puschkin und Gatschina. Wir wußten, daß der Feind mit vernichtenden Hieben zum Rückzug gezwungen wird und daß die Stunden seines Verbleibens vor Leningrad gezählt sind. Doch irgendwo im nächtlichen Dunkel stand noch ein letztes Geschütz, und irgendwelche Leichen von morgen feuerten stumpfsinnig, mit erbitterter Hast, um noch kurz vor Toresschluß der siegreichen Stadt Vernichtungen zuzufügen, ihr noch einige letzte Opfer abzufordern.

Noch in der Nacht vom 22. zum 23. Januar hatte dies Geschütz die Stadt beschossen, und am 25. Januar morgens machten Kollegen vom Radiokomitee und ich einen Rundfunkbericht aus Puschkin, nicht weit von der Feuerstellung jenes letzten Geschützes.

Stille in Leningrad. Auf der Sonnenseite des Newski-Prospektes, der „gefährlichen Seite", gehen Kinder spazieren. Die Kinder unserer Stadt dürfen wieder ungefährdet durch die Sonne gehen! Unbesorgt darf man wieder in den nach der Sonnenseite gelegenen Zimmern wohnen. Und nachts kann man fest und ruhig schlafen, in der Gewißheit, nicht getötet zu werden und anderntags in der Frühe in tiefer, tiefer Stille heil und gesund zu erwachen.

Was wir augenblicklich erleben, ist das ungewöhnliche, mit nichts zu vergleichende Gefühl der Rückkehr zum normalen menschlichen Leben. Und jede geringfügige Kleinigkeit freut, beschwingt, kündet vom Sieg. Die Straßenbahnhaltestellen, die wegen des Artilleriefeuers verlegt worden waren, befinden sich wieder am alten Platz. Eine Kleinigkeit, doch sie bedeutet,

daß nie mehr eine tödliche Ladung auf diese bisher eingeschossene Haltestelle fallen wird, daß der Feind nicht mehr vor Leningrad steht, die Blockade zu Ende ist. Am Newski-Prospekt, Ecke Sadowaja, schimpfen zwei Frauen beim Einsteigen in die „Drei". Ein alter Mann sagt voll Vorwurf:

„Aber Bürgerinnen, Bürgerinnen, was machen Sie denn?! Sie steigen an der alten Haltestelle ein und zanken. Schämen Sie sich!" Noch vor kurzem gingen wir ins Lichtspielhaus „Oktjabr", das auf der Sonnenseite des Newski-Prospektes steht, durch irgendwelche dunklen Seitengäßchen, die wie Schützengräben waren. Jetzt treten wir wieder stolz durch das Hauptportal ein. Die Theaterankündigungen tragen eine Zeile, die noch vor kurzem fehlte. Mäntel und Hüte bitte unbedingt ablegen! Herrlich, daß man im Theater wieder in Kleidern sitzt. Das heißt, daß kein Artilleriebeschuß bevorsteht; mitten in der Aufführung müssen nicht Zuschauer und Schauspieler hinausrennen und sich über eine möglichst große Fläche verteilen. Schön ist das!

Mir scheint, erst jetzt, wo in der Stadt wieder Stille herrscht, wird uns voll bewußt, was für ein Leben wir in diesen dreißig Monaten geführt haben. Mit besonderer Intensität empfanden wir das am 27. Januar, dem unvergeßlichen Tag des Leningrader Saluts.

Es war der fünfte Tag der vollen, feierlichen, ungewohnten Stille. Ein vages freudiges Gerücht lief durch die Stadt: heut abend wird Salut geschossen. Von früh an räumten Flakmädchen am Newski- und am Litejny Prospekt die häßlichen Sandkästen, aus denen im Laufe der Zeit bereits ein Gestrüpp von Gras und Unkraut emporgeschossen war, von den Schaufenstern fort. Um acht Uhr abends befand sich alles, was auf den Beinen stand, auf den Straßen. Als aus dem Rundfunk die Stimme erschallte: „Wichtige Meldung aus Leningrad", drängte sich alles um die Lautsprecher. Ungeduldig fragte einer den andern, wann der Salut anfängt, man sprach gedämpft, horchte gespannt. Und als dann der Ansager, jedes Wort mit feierlicher Prägnanz setzend, die Verfügung verlas, hielten ein paar findige Straßenbahnschaffner die Wagen an, und die Fahrgäste sprangen heraus, um auch mitzuhören. In andächtigem Schweigen standen die Menschen. Selbst als die Meldung beendet war, brach kein Lärm los. An dem Lautsprecher, vor dem ich stand, rief eine Frau „Hurra, Genossen!" Ihre Stimme war gepreßt vor Glück und Bewegtheit. Im selben Augenblick donnerten sämtliche dreihundertvierundzwanzig Geschütze los. In den dunstigen Januarhimmel bohrten sich farbige Feuerwerkskörper. Mit einem Schlag schälte sich Leningrad aus dem Dunkel, erstand lichtüberflutet vor unsern Blicken.

Es war das erste Mal nach zweieinhalb Jahren, daß wir unsere Stadt am Abend sahen! In blendendem Strahlenglanz, bis auf jeden Riß in den Mauern ausgeleuchtet, mit allen ihren Wunden und Kerben, den mit Sperrholz vernagelten blinden Fenstern — unser zerschossenes, furchtgebietendes und doch so herrliches Leningrad. Trotz der Wunden prangte es in unvergänglicher Schönheit. Nicht satt sehen konnten wir uns an unserer rauhen und rührenden vom Kanonendonner widerhallenden Heimatstadt, über die lichtblaue, rosa, grüne und weiße Lichter glitten. Und wir fühlten, daß es nichts Lieberes auf der Welt für uns gibt, als diese Stadt, in der wir soviel gelitten, soviel durchgemacht haben. Ganz fremde Menschen umarmten einander, in allen Augen standen Tränen.

Ich sah eine alte Frau in einem altmodischen Plüschmantel. Sie zupfte bald den einen, bald den andern am Ärmel und fragte unausgesetzt: „Hört man das auch drüben? Ist das in Rußland jetzt auch zu hören?"

„Gewiß, Mütterchen", rief ihr ein junger Mann zu. „Bloß sind wir jetzt selber drüben, wir sind nicht mehr abgeschnitten."

Ja, wir wußten: unsere Brüder im übrigen Sowjetland hören jetzt auch zu und freuen sich mit uns, ebenso wie sie in unsern schweren Tagen mit uns getrauert haben.

Ein Militär bleibt neben einem Mädchen stehen. Sie schüttelt weinend seine Hand, schluchzt:

„Wir danken euch, danke, vielen Dank."

Leise und ernst erwidert er:

„Euch müssen wir danken, der Bevölkerung." Voll tiefer Dankbarkeit sprechen die Leningrader von den Truppen, die im Raum von Leningrad gekämpft haben und nun schon weit draußen sind. Sicher gibt es keine zweite Stadt in der Sowjetunion, wo sich die Armee und Bevölkerung so als eine Familie fühlen wie bei uns. Zweieinhalb Jahre befanden sich unsere standhaften Beschützer an unserer Seite, erlebten mit uns das Furchtbare der Blockade.

In der Erinnerung vieler, sehr vieler Leningrader ist verzeichnet, wie Hunderte Soldaten und Matrosen im ersten grauenvollen Blockadewinter ihre kümmerliche Ration mit den hungernden Kindern, den ausgemergelten Frauen teilten. Wir wissen, was es unsere Armee gekostet hat, den Feind von der Stadt fernzuhalten, und später, im Januar 1943 die Blockade zu durchbrechen. Und wir wissen auch, wie viele Opfer dieser jüngste Sieg erforderte, wie viel edles Blut unserer Kämpfer geflossen ist.

Als dann in Leningrad die ersten Verwundeten eintrafen, stellten sich in den Lazaretten Tausende Leningrader Arbeiterinnen und Hausfrauen ein, um die Sieger zu pflegen, zu betreuen. Diesen freiwilligen Dienst erfüllten sie nach einem anstrengenden Arbeitstag, vernachlässigten den Haushalt, die Familien. Es gibt keine sorglicheren, liebevolleren Pflegerinnen als sie. Und jede brachte etwas mit: ein Handtuch, einen Kissenbezug, eine Tasse oder eine Seifendose — was man gerade hatte, schlicht und von Herzen. Es war nichts Überflüssiges, was sie brachten, sondern das, was sie selber brauchten. Doch diesen Frauen war nichts zu schade für die Kämpfer, die Leningrad von der Blockade erlöst hatten. ▶

Martin Peltzberg: Unteroffizier Renate, Lithografie, 1969

Zum Internationalen Frauentag grüßt die Redaktion alle Leserinnen und wünscht ihnen neue Erfolge, Gesundheit und Wohlergehen.

Die Armeen der Leningrader Front entfernten sich immer weiter von unserer Stadt, den Feind vor sich her jagend und ihn vernichtend. Es gibt keine schönere Freude für Soldaten und Offiziere als das Bewußtsein, daß Leningrad endlich aufatmen kann.

Die erste Frage, wenn jemand von uns in die vordersten Stellungen kommt:

„Wie geht es unsern Leningradern? Sind sie froh?"

„Aber sicher. Und wie!"

„Nein, das müssen Sie uns genauer erzählen. Ein bißchen ausführlicher bitte. Wie sieht die Freude aus?"

Dutzende Male müssen wir ein und dasselbe berichten: daß die Trambahn wieder an den alten Stellen hält, daß die Warnungen „Diese Straßenseite ist die gefährlichere" von den Häusermauern entfernt werden. Die kleinsten Einzelheiten vom Leningrader Salut wollen sie wissen. Und ein glückliches Lächeln liegt auf den Gesichtern. Leningrad ist frei . . .

Und die Hitlerfaschisten? Fast jeder, der in Gefangenschaft gerät, beteuert als erstes: „Ich habe nicht auf Leningrad geschossen." Ein deutscher Artilleriehauptmann, der samt Geschützen und Bedienung in Duderhof in Gefangenschaft geriet, brüllte wie am Spieß: „Ich verlange, daß ein Protokoll aufgenommen wird, bevor Sie mich abführen!"

„Was für ein Protokoll denn?"

„Es muß protokollarisch festgelegt werden, daß meine Geschütze nicht auf Leningrad feuern konnten! Rufen Sie Ihren Artillerieoffizier, er soll bestätigen, daß ich Leningrad nicht beschossen habe."

Gefangene Infanteriesoldaten in Krasnoje Selo schworen angstschlotternd, sie wären „von Anfang an gegen die Beschießung Leningrads gewesen."

„Wir stritten sogar mit den Leuten von der Artillerie und verlangten, Leningrad nicht zu beschießen."

Welch ein befremdlicher Humanismus bei den Faschisten!

Sie berichteten weiter:

„Wir ersuchten um Einstellung der Artillerieangriffe. Erstens, weil unser Feuer jedesmal von den Leningrader Batterien erwidert wurde und wir schwere Ausfälle hatten . . . Es kam öfters vor, daß die besoffenen Artillerieoffiziere nachts befahlen: ‚Los mal, die Leningrader Mädels aus den Betten gejagt . . .' Worauf sie aus schweren Geschützen böllerten. Wir wollten das nicht. Die Leningrader werden uns das nicht verzeihen, sagten wir."

Und darin haben sie recht.

Vor mir liegt der faschistische Soldatenkalender für das Jahr 1944. Wie ein großer Notizblock sieht er aus. Auf dem obersten Blatt die Karte des Gebiets Leningrad, alle Ortsnamen in deutscher Lesart. In der Mitte, blaß wie Wasserzeichen, ein Bildchen: die Silhouette der Isaakskathedrale, der Peter-und-Pauls-Kathedrale, daneben ein deutscher Soldat mit MPi und Stahlhelm. Über dem Kopf des Soldaten in einem luftballonartigen Viereck Verse folgenden Inhalts:

Wovon träumt der Soldat im verlausten Bunker, im Moor vor Wolchow und Leningrad? Er denkt an die Heimat, an die Vergangenheit und weiß, daß das neue Jahr trotz allem den Sieg bringt. Das wäre sozusagen das Maximalprogramm. Weiter unten wird es in Einzelheiten illustriert. Wovon ist beispielsweise der deutsche Soldat im Januar 1944 zu träumen verpflichtet? Das Bildchen auf dem Januarblatt gibt Antwort: der deutsche Soldat liegt auf vereistem Sumpfboden, und im Luftballon über ihm schwebt sein Traum — das Narwaer Tor zu Leningrad, durch das in forschem Schritt eine deutsche Truppe marschiert: der Einzug der Hitlerfaschisten in Leningrad.

Nicht zu Unrecht heißt es, daß Kalender lügen. Der hitlerfaschistische aber ganz besonders. Im Januar 1944 zogen in der Tat faschistische Soldaten durch das Narwaer Tor, allerdings unter Bewachung, als Kriegsgefangene.

Aber auch in der Hauptsache lügt der Kalender. Im Januar 1944 träumten die im Raum von Leningrad liegenden deutschen Truppen längst nicht mehr vom siegreichen Einzug in Leningrad. Diesen schönen Traum trichterte ihnen nur die bornierte Hitlerpropaganda ein. Aus den Vernehmungen der Gefangenen geht etwas ganz anderes hervor: je länger die Belagerung sich hinzog, desto stärker wurde die Angst der Hitlersoldaten vor der von ihnen eingeschlossenen Stadt. Sie stieg von Monat zu Monat, diese Angst, mit jedem neuen Sieg unserer Truppen an weit entlegenen Fronten. Die Deutschen wußten, daß die unausbleibliche Vergeltung für Leningrad mit jedem Monat schwerwiegender sein würde . . . Unruhig duckten sie sich in ihren „verlausten Bunkern" und murmelten: Leningrad wird uns das nie vergeben. Nicht das Narwaer Tor schwebte ihnen vor, sondern etwas anderes. Gefangene sagten aus, sie hätten gefürchtet, daß ihnen hier ein zweites Stalingrad bevorstünde.

Die legendäre Standhaftigkeit der Stadt, deren Bevölkerung von Hitler dazu verurteilt war, sich „gegenseitig aufzufressen", die Tatsache, daß keine Macht der Welt Leningrad vom übrigen Land zu isolieren vermochte — all das untergrub den Kampfgeist der faschistischen Banditen im Raum von Leningrad und wirkte sich unausbleiblich beim weiteren Vormarsch unserer Truppen aus.

Während ich über all dies nachdenke, fällt mir ein Satz aus einem Brief ein, den die Arbeiter des Kirow-Werkes im September 1941 an die Bevölkerung Leningrads gerichtet haben. Sie schrieben: „Der Tod wird eher vor uns erzittern als wir vor ihm."

Im September 1941, als die Hitlerfaschisten nach der Einnahme Strelnjas einen Sprung weit vom Kirow-Werk standen, klangen diese Worte wie ein feierlicher Schwur. Jetzt haben sie sich als mehr erwiesen — als Prophezeiung. Nicht Leningrad erzitterte vor dem Tod! Der Tod erzitterte vor Leningrad!

WAFFEN mit dem PROFIL der 70er Jahre

Von Oberstleutnant Kurt Erhart

Über 800 km legten mehrere motorisierte Schützen- und Panzerdivisionen, größtenteils in nächtlichen Eilmärschen, zurück, um danach sofort ins Gefecht geführt zu werden. Etwa 4000 gepanzerte Fahrzeuge preschten zum Angriff vor. Hunderte weitreichende Geschütze – unterstützt von nur 30 m hoch fliegenden Jagdbombern – deckten den Gegner mit ihrem Feuer ein. Innerhalb von zehn Minuten wechselten die Schützen achtmal das Magazin der „Kalaschnikow". Das war im Manöver „Dnepr", dem bisher größten an Umfang der Handlungen, in der territorialen Ausdehnung und im Einsatz von technischen Mitteln.

„Erstmalig wurden vollkommenere Typen von Raketen, Geschützen, Panzern und anderen Gefechtsfahrzeugen zum Einsatz gebracht, die das Profil der Bewaffnung der sozialistischen Armeen in den siebziger Jahren bestimmen werden." So schätzte Walter Ulbricht 1967 das Manöver in militärtechnischer Hinsicht ein.

Zweieinhalb Jahre sind seitdem verflossen. Das neue Jahrzehnt, die 70er Jahre sind da. Was werden sie uns auf dem Gebiet der Militärtechnik bringen?

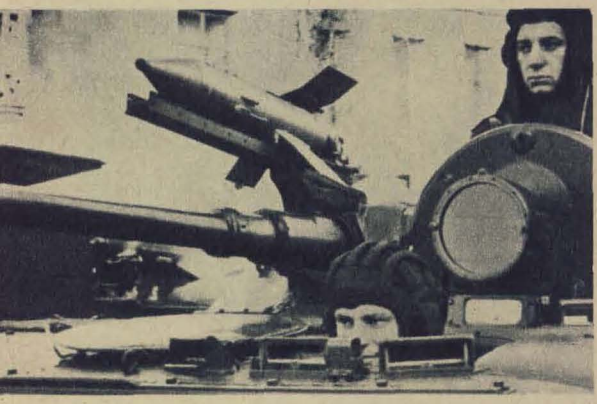
Etwa lautlos über den Linien operierende Flugzeuge, die wie der Blitz aus heiterem Himmel über den Gegner herfallen? Oder „Strahlenwaffen"? Oder jedem Mann seine „persönliche" Rakete?

Lassen wir die Spekulationen in dieser Richtung. Pauschal gesagt, werden die Soldaten der sozialistischen Armeen auch in der kommenden Zeit die auf dem höchsten Stand von Wissenschaft und Technik fußenden technischen Kampfmittel bedienen. Getreu der Weisung Lenins, der von Anfang an für die Rote Armee die besten Waffen forderte, damit sie dem Druck der bis an die Zähne bewaffneten Imperialisten standhalten konnte, sorgen die Staaten der sozialistischen Militärkoalition ständig für den hohen Technisierungsgrad ihrer Armeen.

Ein Teil der Waffensysteme, Kampffahrzeuge und Geräte, die zu den in Manövern erprobten gehören, konnte in jüngster Vergangenheit auf Paraden bereits der Öffentlichkeit vorgeführt werden.

Der neue sowjetische mittlere Panzer, der mit der Waffenkombination Kanone/Rakete ausge-

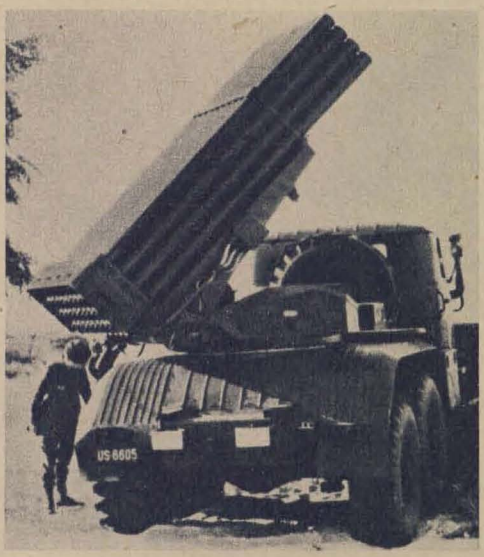
Die verschiedensten Arten taktischer und operativ-taktischer Raketenwaffen auf mobilen Startrampen sind für die Feuerkraft der Landstreitkräfte profilgebend.



rüstete Vollketten-SPW sowie einige Raketenwaffen sind uns also nicht mehr fremd. Doch was sind ihre profilbestimmenden Elemente?
Die Feuerkraft der Landstreitkräfte, deren charakteristische Merkmale Reichweite, Feuergeschwindigkeit und -wirkung sind, ist bereits weiter gesteigert worden. Neue taktische und operativ-taktische Raketen auf hochbeweglichen, mehrachsigen Trägerfahrzeugen übertreffen die herkömmlichen großkalibrigen Geschütze der Rohrartillerie in der Reichweite um mindestens das Zehnfache. Im Vergleich zur Feuerwirkung eines Artillerieregiments erreicht eine Raketenabteilung das Vielfache.
Deswegen wird aber niemandem einfallen, die Kanonen zu verschrotten. Im Gegenteil: Gegen Punktziele in der unmittelbaren Kampfzone sind nach wie vor Kanonen und Haubitzen die geeignetsten Waffen. Deshalb geht die Tendenz in der Artilleriebewaffnung dahin, Geschütze zu schaffen, die konstruktiv zwar relativ leicht gebaut sind, aber eine doppelt so große Schußweite aufweisen wie die Geschütze älterer Bauart. Die unserer Artillerie zugeführte 130-mm-Kanone ist ein solcher Typ. Über die sowjetischen Geschoßwerfer viel Worte zu verlieren, hieße Eulen nach Athen tragen. Die kontinuierliche Entwicklung dieses Artilleriesystems in den letzten Jahren ist beredt genug, um zu verstehen, daß die weitere Vervollkommnung ein fortlaufender Prozeß ist.
Wenden wir uns den fahrenden Festungen der mot. Schützen zu, den Schützenpanzern. Der neueste Verteter dieser Gattung demonstriert augenscheinlich die umfangreichen Veränderungen auf diesem Gebiet. Wegen seiner panzerähnlichen Form ist er mitunter schwer als SPW zu erkennen (siehe Foto auf Seite 42). Seine flach gebaute, vorn glatt abgeschrägte Wanne weist ihn als schwimmfähig aus. Das

Gefechtsfahrzeuge einer neuen Generation, in Manövern der Sowjetarmee erprobt, werden das Bild der Bewaffnung unserer Armeen bestimmen. Mit modernsten Waffensystemen, elektronischen Feuerleitanlagen und Infrarotgeräten unterscheiden sie sich in Konstruktion und Kampfwert grundlegend von ihren Vorgängern.

Die herkömmlichen Waffen und technischen Mittel unterliegen einem ständigen Vervollkommnungsprozeß. So sind viele Neuerungen nicht auf Anhieb zu erkennen, sie verbergen sich im Inneren der Geräte. Es sind die leistungsstärkeren Maschinen, die neuesten automatischen und mechanischen Hilfsaggregate.



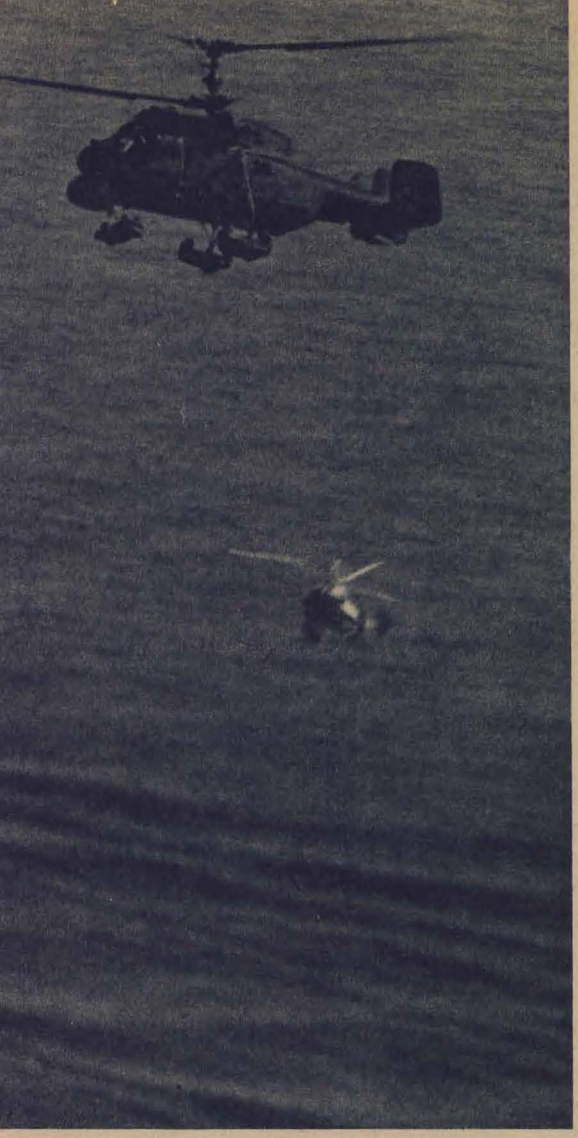
Vollkettenfahrwerk – vom Schwimmpanzer abgeleitet – macht den SPW schnell und sehr geländegängig. Hier zeigt sich erneut, daß die sowjetischen Militärkonstrukteure keine Gattung vernachlässigen. Sie entwickelten hervorragende Rad-SPW und hoben den mit Kettenfahrwerk versehenen Typ auf eine höhere Stufe. Das wichtigste an diesem Fahrzeug dürfte wohl die interessante Kombination von Kanone und Starteinrichtung für Panzerabwehrlenkraketen sein. Vor allem, weil sie auf eine besondere Stabilisierung schließen läßt.

In die Panzerbewaffnung der sowjetischen Streitkräfte hielt ein mittlerer Kampfwagen Einzug, der vor einiger Zeit bereits Schlagzeilen in den einschlägigen Zeitschriften machte: der Nachfolger des T 55. Seine wichtigsten Merkmale, soweit sie durch sowjetische Verlautbarungen bekannt wurden, sind: Kernwaffenschutzanlage, Infrarotscheinwerfer, stärkere Kanone mit Ejektor und Stabilisator, Unterwasserfahreinrichtung. Diese Ausrüstung ermöglicht es der Besatzung, unter allen, selbst äußerst komplizierten Gefechts- und Geländebedingungen, zu handeln.

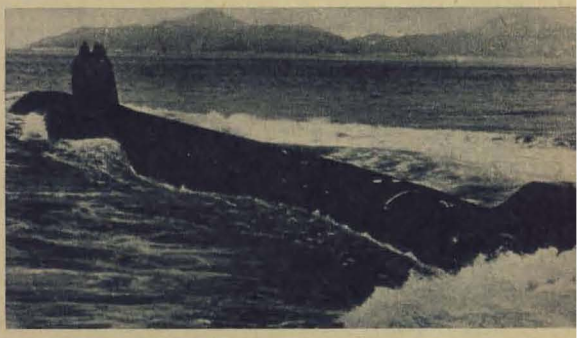
Ebenfalls auf Panzerbasis wurden die neuen Vierlingsfla-SFL entwickelt. Was die vier 23-mm-Rohre hergeben, bildet einen wahren Vorhang aus Feuer und Stahl. Elektronische Feuerleitgeräte sorgen für die Treffsicherheit auch in ungünstigen Lagen.

Diese Beispiele aus dem Bereich der Landstreit-

kräfte sollen genügen. Wenden wir uns den Luft- und Seestreitkräften zu.
Im eingangs erwähnten Manöver „Dnepr" rasten Überschallflugzeuge in nur 30 m Höhe über die eigenen Truppen hinweg und beschossen den Gegner mit Luft-Boden-Raketen. Abgesehen davon, daß es rein fliegerisch eine große Leistung bedeutet, mit so hoher Geschwindigkeit in unmittelbarer Bodennähe zu operieren, gehört dazu auch eine leistungsfähige und sicher funktionierende Technik. Die sowjetischen Jagdbomber von Suchoj und Mikojan, um nur zwei von vielen zu nennen, besitzen diese technischen Eigenschaften.
Für die 70er Jahre dürften aber die seinerzeit auf der Luftschau von Domodedowo gezeigten neuen Typen zu erwarten sein: der Senkrechtstart-Jagdbomber von Jakowlew mit Raketenbewaffnung, das Kurzstart-Tiefangriffsflugzeug und der Schwenkflügler von Mikojan – Flugzeuge, die besonders für taktische, aber auch für strategische Aufgaben geeignet sind und vor allem den Frontfliegerkräften erhöhte Mobilität verleihen, da sie nur kurze Start- und Landebahnen brauchen.
Eine wesentliche Rolle werden die Hubschrauber spielen, vor allem im Hinblick auf den Transport schwerer Waffen ins Hinterland des Gegners. Schon im Herbst des vergangenen Jahres konnten die Beobachter des Manövers „Oder – Neiße" den Mi 10 Kranhubschrauber im Gefechtseinsatz sehen.
Eine größere Rolle als je zuvor werden die letzten Versionen der Kamow-Reihe spielen, die als U-Boot-Ortungs- und Jagdhubschrauber auf den sowjetischen UAW-Kreuzern (Hubschrauberträger zur U-Boot-Abwehr) stationiert sind. Ihre Hauptwaffen sind umfangreiche elektronische Ortungsgeräte und Luft-Bodenraketen gegen Seeziele.



Damit wären wir bei den Seestreitkräften angelangt. Ihr Profil der kommenden Jahre wird hauptsächlich durch die vielgestaltige Raketentechnik bestimmt. Hierunter ist zu verstehen, daß auf den sowjetischen Raketenträgern für den jeweiligen Zweck der jeweilige Raketentyp vorhanden ist (Fla-Raketen, Klasse Schiff-Schiff bzw. Schiff-Boden und unbemannte Flugkörper). Die Treffgenauigkeit der letzteren erfuhr der israelische Zerstörer „Elath" (2530 ts), der von einem RS-Boot der VAR-Marine mit einer Salve in den Grund gebohrt wurde. Als Einschätzung dazu geben wir der westdeutschen Presse ausnahmsweise das Wort in unseren Spalten. Sie schrieb: „Zum erstenmal in der Seekriegsgeschichte waren von einem Schiff abgefeuerte Lenkraketen auf einem feindlichen Schiff eingeschlagen – mit ungeheurer Präzision und verheerender Wirkung... Um nicht das gleiche Schicksal wie die ‚Elath' zu erleiden, bleibt westlichen Schiffskommandanten derzeit nur die Schlußfolgerung, sich tunlichst nicht in Duelle mit sowjetischen Raketenträgern einzulassen."
Dem haben wir nur hinzuzufügen, daß es niemals ratsam ist, sich mit den Armeen der sozialistischen Staatengemeinschaft und ihrer Militärtechnik in Duelle einzulassen. Denn aus der Kampftechnik der 70er Jahre entwickelt sich die der kommenden Jahrzehnte.



In allen Waffengattungen und Teilstreitkräften vollzieht sich hinsichtlich der militärtechnischen Entwicklung eine fortlaufende Neuprofilierung. Die Seestreitkräfte der Sowjetunion erreichen durch ihre umfassende Raketenbewaffnung eine Trefferwahrscheinlichkeit wie nie zuvor. Im Zusammenwirken mit den Luftstreitkräften ist neben der Sicherung der eigenen Gewässer die frühzeitige Aufklärung weiter Seegebiete möglich.

SATURN und APOLLO

Von HEINZ MIELKE,
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

„Weltraumexperten unzufrieden mit der wissenschaftlichen Perspektive des NASA-Programms", „Apollo-Mitarbeiter kündigen"; diese und ähnlich lautende Nachrichten aus den USA wurden in jüngster Zeit ein auffälliges und bemerkenswertes Attribut am Rande der Berichterstattung über die ersten erfolgreichen „Apollo"-Mondlandungen. Wenn man bedenkt, daß die durchaus verständliche Begeisterung vieler Amerikaner über das Gelingen des bisher ehrgeizigsten, aber auch aufwendigsten Projektes ihrer Raumfahrtwissenschaftler ganz allgemein einer nüchternen Einschätzung weicht, erhalten Informationen dieser Art zweifellos ein besonderes Gewicht. Wenn gerade jetzt – sozusagen im Glorienschein der ersten gelungenen Mondlandungen – auch im Kreise der am „Apollo"-Programm beteiligten wissenschaftlichen Spezialisten massive und heftige Zweifel an der wissenschaftlichen Potenz dieser Unternehmen und darüber hinaus am gesamten US-Raumfahrtprogramm geäußert werden, so muß dies größte Aufmerksamkeit erregen. Kritiken der gleichen Zielrichtung waren schon früher von anderen Mitarbeitern der Nationalen Luft- und Raumfahrtbehörde (NASA) geäußert worden. Vor allem von jenen, die an speziellen wissenschaftlichen Raumflugprogrammen arbeiteten und hinsichtlich der Mittel – vornehmlich zugunsten eben des „Apollo"-Programms – mehr als knapp gehalten wurden. Längst wurde deutlich erkennbar, daß die ursprünglich als friedlich-wissenschaftlich deklarierten Ziele der NASA in beträchtlichem Maße durch vordergründige politische Prestige-Aspekte sowie teilweise sogar durch eindeutig militärische Aufgabenstellungen überdeckt werden. Auch die wissenschaftlichen Konzeptionen einer ausgewogenen Raumfahrtplanung für die Zukunft fristen in der Budget-Verteilung fast nur noch ein Außenseiterdasein. So gesehen erhalten die gegenwärtig speziell zum „Apollo"-Programm geäußerten Kritiken einiger NASA-Mitarbeiter allerdings eine nur schwerverständliche Note. Gerade bei diesem Programm müssen gewisse Ansichten der Kritiker – der wissenschaftliche Wirkungsgrad der Mondflüge sei zu gering und vor allem wäre die raumfahrttechnische und technologische Seite dieser Unternehmen zu vordergründig spektakulär – einige Verwunderung hervorrufen. Immerhin sollten gerade die mit den feineren Details des „Apollo"-Programms vertrauten NASA-Experten besser als jeder andere gewußt haben, welche Zielsetzung und technisch-wissenschaftlichen Aufgabenstellungen sie ihre Arbeitskraft widmen. Ebenso müßte ihnen von Anfang an klar gewesen sein, wie außerordentlich begrenzt tatsächlich die wissenschaftlichen Möglichkeiten mit einer auf minimalsten Massenaufwand „gequälten" 2-Mann-Mondlandefähre auf dem Mond im Prinzip sein würden.

Als 1961 der damalige Präsident der USA, J. F. Kennedy, nach einer Beratung mit den Raumfahrtexperten seines Landes, vor dem Kongreß die offizielle Bestätigung für den Beginn des „Apollo"-Mondflugprojektes gab, erklärte er dieses Unternehmen klar und eindeutig zu einem Programm des nationalen Prestiges. Das angestrebte Ziel, bis zum Jahre 1970 als erste Menschen US-amerikanische Raumfahrer auf den Mond und wieder zur Erde zurück zu bringen, sollte – auch um den Preis eines immensen Aufwandes und einer einseitig forcierten Entwicklung des NASA-Programms – den seit 1957 tief im Bewußtsein vieler Amerikaner haftenden „Sputnik-Schock" überwinden helfen. Immerhin hatten die in großer Breite und systematischem Ablauf errungenen Raumfahrterfolge der Sowjetunion das Selbstbewußtsein weiter Kreise in den USA und auch das Ansehen im Ausland, auf den wichtigsten Gebieten von Wissenschaft und Technik souverän die Führung innezuhaben, schwer erschüttert.

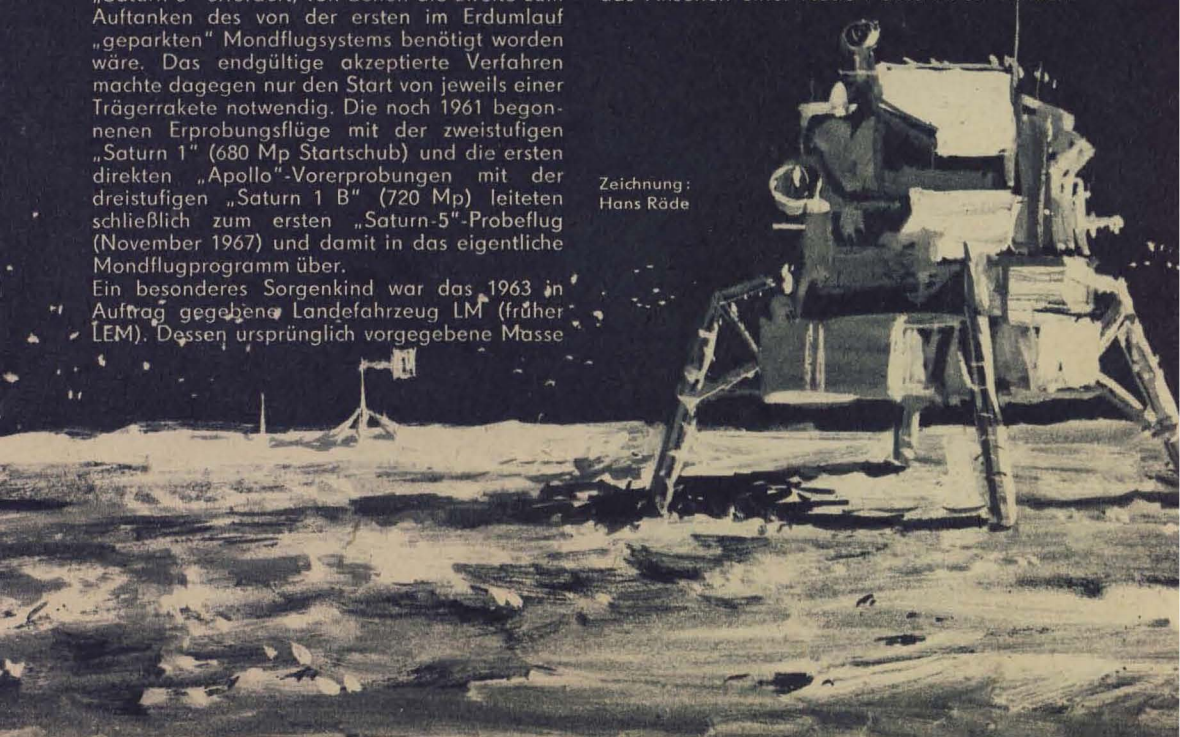
Von den Einzelheiten eines wissenschaftlichen Programms, das bei den ersten Flügen von Menschen zum Mond auf dem Erdtrabanten erfüllt werden könnte, hatte anfangs kaum

jemand eine konkrete Vorstellung. Nicht zuletzt deshalb, weil überhaupt erst einmal die raumfahrttechnischen Lösungen für ein solches Vorhaben gefunden werden mußten, wobei der Umfang der wissenschaftlichen Möglichkeiten auf dem Mond grundsätzlich durch die technische Kapazität des Landegerätes bestimmt wird. So wurde für die „Apollo"-Spezialisten tatsächlich das Ringen um die vielfältigen und komplizierten raumfahrttechnischen Voraussetzungen für ein solches Unternehmen das primäre Anliegen ihres Bemühens. Und wie der Ablauf dieser Entwicklung zeigte, konnte das aus Prestigegründen auf so knappe Zeit abgesteckte Ziel schließlich nur mit einer Konzeption für Trägerrakete und Raumfahrzeug erreicht werden, bei der das Landegerät nicht mehr als einige bescheidene Ansätze zu wissenschaftlichen Forschungen auf dem Mond versprach.

Nachdem über „Apollo" entschieden war, mußte man sich zunächst dem Schlüsselprogramm, der Trägerraketenentwicklung, zuwenden. Schon 1957 waren bei der US-Army Vorstudien zum Bau von Großraketen mit gebündelten Starttriebwerken und einem Startschub von 680 Mp angelaufen. 1959 wurden diese Arbeiten unter der Bezeichnung „Saturn"-Programm zusammengefaßt, und im Januar 1962 entstand auf dieser Grundlage bei der NASA der Entwurf einer speziellen Trägerrakete für das Mondflugkonzept unter der Bezeichnung „Saturn C-5" (1963 umbenannt in „Saturn 5"). Der Startschub (etwa 3400 Mp) dieser dreistufigen Rakete von rund 2700 t Startmasse sollte von fünf Einzeltriebwerken geliefert werden, die sich seit 1958 in der Entwicklung befanden. Mitte 1962 fiel in der NASA die Entscheidung für den „Apollo"-Flugablauf mit Landefähre und Rendezvous in der Mondumlaufbahn, nachdem man anfangs eine Direktlandung des gesamten Mondfluggerätes ins Auge gefaßt hatte. Letzteres hätte aber jeweils den Start von zwei „Saturn 5" erfordert, von denen die zweite zum Auftanken des von der ersten im Erdumlauf „geparkten" Mondflugsystems benötigt worden wäre. Das endgültige akzeptierte Verfahren machte dagegen nur den Start von jeweils einer Trägerrakete notwendig. Die noch 1961 begonnenen Erprobungsflüge mit der zweistufigen „Saturn 1" (680 Mp Startschub) und die ersten direkten „Apollo"-Vorerprobungen mit der dreistufigen „Saturn 1 B" (720 Mp) leiteten schließlich zum ersten „Saturn-5"-Probeflug (November 1967) und damit in das eigentliche Mondflugprogramm über.

Ein besonderes Sorgenkind war das 1963 in Auftrag gegebene Landefahrzeug LM (früher LEM). Dessen ursprünglich vorgegebene Masse von 10 850 kg – das gesamte „Apollo"-System durfte 40 bis 45 t Masse nicht überschreiten – erhöhte sich während der Entwicklungsarbeiten ständig. Da jedoch die Nutzlastkapazität der Trägerrakete gesteigert und bei anderen Komponenten des Raumfahrzeuges an Masse gespart werden konnte, durfte die Masse der Mondfähre auf etwa 14 800 kg anwachsen, ohne das Unternehmen in Frage zu stellen. Aber auch dann noch hätte man bis in jüngste Zeit mit Masseproblemen zu kämpfen. So läßt vor allem die Sicherheitsreserve an Treibstoff zu wünschen übrig, und für wissenschaftliche Aufgaben bleiben damit eben nur sehr begrenzte Möglichkeiten. Wie heikel die technischen Probleme darüber hinaus noch werden können, zeigt nicht zuletzt das tragische Unglück vom Januar 1967, bei dem drei Astronauten anläßlich einer Bodenerprobung in der „Apollo"-Kommandokapsel den Tod fanden.

Allerdings wäre es unzutreffend – und das macht manches an den Kritiken zu „Apollo" unsachlich –, wollte man annehmen, daß nach der Erfüllung des Prestigeaktes der ersten Mondlandungen die wissenschaftliche Bedeutung dieses Programms die aufgewendeten Mittel überhaupt nicht rechtfertigen würde. Man darf nicht übersehen, daß mit der Lösung des komplizierten Mondflugproblems doch eine Fülle von allgemein technologischen und speziell raumfahrttechnischen sowie wissenschaftlichen Erfahrungen gesammelt werden konnte. Darüber hinaus gibt es seit einiger Zeit schon ein klar umrissenes Apollo-Nachfolge-Programm, bei dem unter Verwendung des „Saturn-Apollo"-Systems das Projekt einer Raumstation in Angriff genommen wird. – Über diese Fakten hinaus bleibt jedoch ebensowenig zu übersehen, daß selbst die allerorts anerkannten Leistungen von „Apollo" vor dem Hintergrund eines Gesellschaftssystems, das der offenen Barbarei des Ausrottungskrieges fähig ist, niemals das Ansehen einer Nation bestimmen werden.



Zeichnung: Hans Räde

SCHMEE
PORTAGE

Jeden Winter kämpft mit viel Courage
in der Frühe, wenn der Morgen graut,
der Soldat mit einer Schneemassage
gegen die verruchte Gänsehaut.

Aber kriegt er Winteraußenseiter
so erlesner Güte zu Gesicht,
hilft kein Mittel, und es kribbelt weiter,
denn so abgehärtet ist er nicht.

Hans Krause

TECHNISCHE MILITÄR Umschau

zum Ausbau der An- und Abfahrten an Wasserhindernissen den zum Brückenpark PMP gehörenden faltbaren Metallbelag. Er besteht aus Gliedern, die eine Abmessung von 1,2 × 1,2 m aufweisen und zu 38 Stück je Spurbahn auf einem LKW verlastet sind. Mit diesen metallenen „Straßen" werden die Uferstellen sicher befestigt, so daß selbst schwere Fahrzeuge mühelos passieren können.

„Husar" aus Österreich

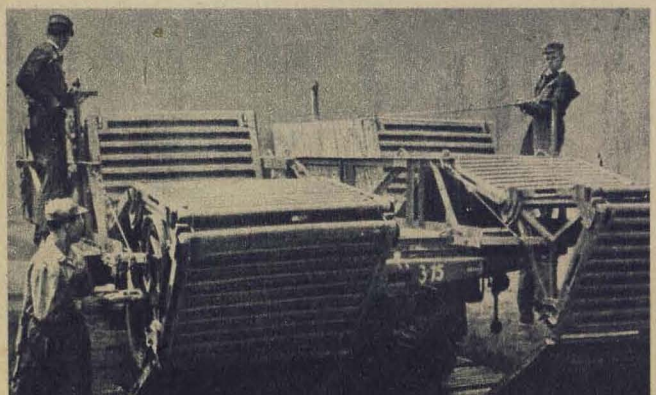
Dem österreichischen Bundesheer wurde ein leichtes geländegängiges Kraftfahrzeug zugeführt, das die ÖAF (Österreichische Auto-Fabrik) entwickelte. Der „Husar" wird als Transportmittel für Mannschaften und Lasten sowie für den universellen Gebrauch eingesetzt. Sein Vierzylinder-Viertakt-Motor (4 700 cm^3) leistet 90 PS bei 2 500 U/min und verleiht dem Fahrzeug eine maximale Geschwindigkeit von 90 km/h. Auf 100 km sollen nur 13 l Treibstoff verbraucht werden.

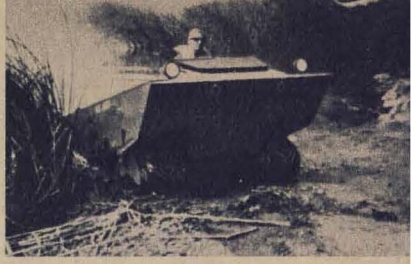
Metall-„Straße"

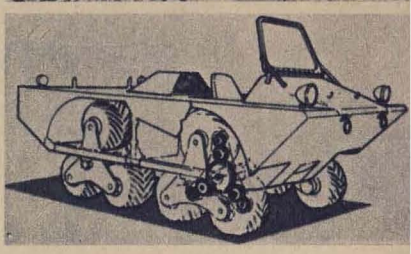
Die Pioniereinheiten der sozialistischen Armeen nutzen

Blinkzeichengeber

Blinkzeichengeber kleiner Abmessungen für das Kennzeichnen von Marschrouten, Übergängen, Gassen sowie Einfahrten werden allerorts gebraucht. Ingenieur Oberstleutnant Dimitr Gospodinov, Bulgarische Volksarmee, entwickelte einen neuen Blinkzeichengeber, der einen Multivibrator mit Kollektor-Basis-Verbindung darstellt. Im Basis-Stromkreis des ersten Transistors ist ein Fotowiderstand eingeschaltet, der am Tage über eine Fotozelle den Stromkreis unterbricht. Im Kollektorkreis des zweiten Transistors ist eine Lampe eingeschaltet, die den Kollektorwiderstand bildet. In der Nacht bzw. bei verdunkelter Fotozelle spricht der Multivibrator an und beginnt mit 40 bis 60 Schwingungen je Minute zu arbeiten. Die ganze Anlage befindet sich in einem Plastgehäuse, das vorn mit einem Reflektor und einem Schutzschirm versehen ist. Gespeist wird das Gerät aus drei 1,5-V-Elementen. Die wichtigsten Daten sind: Speisespannung 4,5 V; Stromverbrauch bis 0,075 A; Blinkfrequenz 40 bis 60 je min; Masse 1,5 kg. Der Blinkzeichengeber kann mit einem Batteriesatz sechs bis zehn Tage arbeiten.







Versuchsfahrzeug Terra-Star

In den USA wird seit einiger Zeit ein Versuchsmodell erprobt, das die Fahreigenschaften der Räder- und Kettenfahrzeuge auf weichem Grund vereinigen soll. Anstelle herkömmlicher Räder werden Radsätze verwendet (siehe Zeichnung). Die Lenkung erfolgt wie bei einem Kettenfahrzeug über eine Rutschkupplung. Auf Straßen fährt der Wagen auf acht Rädern, im Gelände auf allen 12 („Gehbewegung"). Terra-Star ist schwimmfähig; den Vortrieb erzeugen die Radsätze durch die Drehbewegung. Die Masse des Fahrzeugs beträgt 1118 kg, mit Zuladung 1633 kg.

Bohranlage zur Wasserversorgung

Die Rückwärtigen Dienste der Sowjetarmee setzen zur Truppenversorgung mit Wasser unter feldmäßigen Bedingungen die selbstfahrende Bohranlage 1 BA-15-W ein. Sie kann Bohrlöcher in Tiefen bis zu 500 m (Enddurchmesser 190 mm) und bis zu 300 m (Enddurchmesser 295 mm) bohren. Der Durchmesser der Bohrrohre beträgt 73 oder 89 mm. Die Hauptmechanismen der Anlage sind auf dem Chassis des Fahrzeuges MAS-200 P (Übergangsmodell zum MAS-500) oder auf dem Unterfluranhänger MAS-5207 W montiert. Mast, Winde, Bohrpumpe, Rotor, Generator, ausschwenkbare Brücken und

Hydroabsprelzer befinden sich auf dem Fahrgestell; Motor, Kompressor, Lehmmischer, Wasserabsetzbehälter, Rinnen, Abdeckungen, Bohrwerkzeug auf dem Anhänger. Gesamtmasse: 28 000 kp.

„Sea King" für Bundesmarine

Für die westdeutsche Bundesmarine sind 22 Hubschrauber des britischen Typs „Sea King" bestellt worden. Die Maschine wird von zwei Gasturbinen angetrieben und ist vor allem für Such- und Rettungseinsätze über See bestimmt. Mit 12 Personen an Bord hat der Hubschrauber einen Aktionsradius von 530 Kilometern. Seine Höchstgeschwindigkeit beträgt 260 km/h.

Schwebegerät mit Raketenmotor

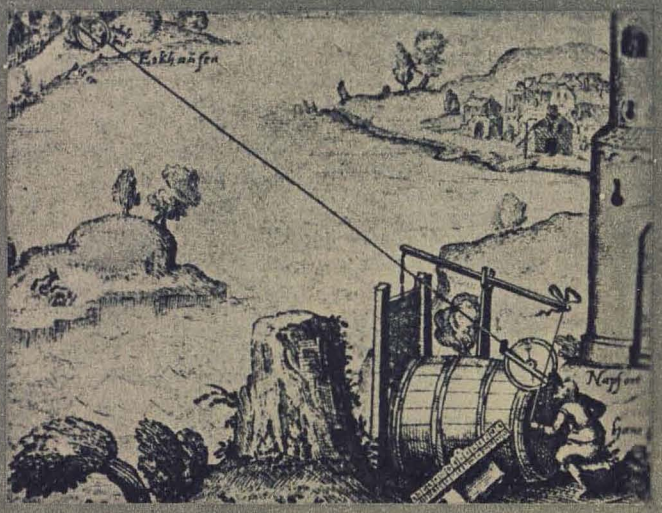
Die französische Firma SEPR (Société d'Etude de la Propulsion par Réaction) erprobt ein raketengetriebenes Schwebegerät, das Höhen bis zu 200 m und Entfernungen bis zu einigen hundert Metern überwinden kann. Sprünge von über 35 Sekunden Schwebedauer wurden mehrfach ausgeführt. Dem Gerät wird eine gewisse militärische Bedeutung beigemessen; es soll z. B. als Rettungsmittel, als Verbindungsgerät von Schiff zu Schiff, als Beobachtungspunkt und als „Sprungbrett" über Hindernisse verwendet werden.

Anno Tobak

Rauch und Feuer aus der Tonne

Was sich hier dem Betrachter bietet, ist nichts anderes als die dem Zeitgeschmack des Mittelalters entsprechende künstlerische Darstellung einer zweiseitigen Nachrichten-Verbindung über immerhin einige Kilometer. Vergleicht man diesen zeitgenössischen Stich mit einem modernen Schema zweiseitiger Nachrichten-Verbindungen, so wird man feststellen, daß sich inhaltlich im Prinzip kaum etwas geändert hat. Schrieb man damals noch die Namen jener Urväter heutiger Nachrichtensoldaten neben die Stationen – in unserem Falle sind es der Hans und der Peter – so bezeichnet man sie heute schlicht mit A und B. Nannte man die taktischen Orte in jener Zeit Napfort und Eckhausen, so heißen sie heute vielleicht A-Dorf und B-Hausen. Stach man damals die Stationen kunstvoll in Kupfer, so legt der heutige Nachrichtenoffizier schlicht und einfach eine Schablone an und zeichnet das taktische Zeichen seiner Station ein. Im abgebildeten Falle handelt es sich um eine dem damaligen Stand der Produktivkräfte entsprechende visuelle Signalanlage, wobei der Informationsträger Rauch oder Feuerschein war. Im Prinzip weist die vorhandene Visiereinrichtung das Gerät als eine Urform heutiger Lichtsprech- oder Lichtsignalanlagen mit Richtwirkung aus. Nachrichter Hans mußte dafür sorgen, daß sich in der großen Tonne immer ein stark rauchendes Feuerchen befand. Die Tonne war vorn (also in Richtung auf die Gegenstelle) mit einer aufziehbaren Klappe verschlossen. Ein kleines Rauchabzugsloch an der Seite verhinderte, daß die Station wegen Überdruck ausfiel. Sollte der Hans einen Spruch an den Peter in Eckhausen abgeben, so visierte er an und zog dann in bestimmtem Rhythmus und bestimmter Öffnungsweite die Verschlußklappe seines Fasses. Damit modulierte er – wie die Signaltabelle links neben der Anlage zeigt – bestimmte Buchstaben oder Kurzsignale. Die Anzahl der einzelnen Rauchstöße und die Dichte des Rauches (hervorgerufen durch geringes oder weites Öffnen der Klappe) waren die hauptsächlichen Variationsmöglichkeiten. Unter Umständen kam als dritte Möglichkeit eine Färbung des Rauches hinzu.

K. Krumsieg



Auch ein Leninbild

Von Major H. Huth

Folgender Vorfall wurde aus dem Versorgungsbataillon 106 der Bundeswehr in Weiden bekannt:
Die Panzerschützen Horratz und Breuer hatten am 18. Mai 1969 auf ihren Stuben unter anderem Plakate mit dem Bild Lenins aufgehängt. Die da frischen Wind säten, sollten aber FRISCHen Sturm ernten. Ihr Vorgesetzter, ein Major Frisch, ließ die Plakate mit einem Donnerwetter beschlagnahmen.
Seine Begründung dürfte indes kaum wie ein Blitz eingeschlagen haben: „Lenin ist wehrkraftzersetzend", donnerte er, und wer hört nicht die Drohung mit dem Gericht heraus. Dabei hätte der donnernde Wettergott auch dies laue, linde Lüftchen wehen lassen können: „Was wollt ihr denn, Jungs, eure Kameraden haben ja samt und sonders bereits ein Leninbild in die Kaserne mitgebracht."

Was weißt du über Lenin?

Schulaufsatz
Von Wilhelm Michel, Trier

EINLEITUNG: Lenin war ein bedeutender Russe und Bolschewist, was fast genau dasselbe ist. Schon deshalb ist er nicht so bedeutend wie Hindenburg, Stresemann und der Erzbischof von Mainz. Gegen Napoleon, Bismarck und Adolf Hitler sieht Lenin sogar ganz alt aus. Deshalb steht über diese Männer viel, aber über Lenin fast gar nichts in unseren Geschichtsbüchern, und man sollte also auch keinen Aufsatz über diesen Lenin schreiben lassen. Schließlich ist Lenin ja auch kein Feldherr oder König, sondern nur ein Rechtsanwalt und Revolutionär. Außerdem war Lenin noch ein fanatischer Anhänger eines gewissen Karl Marx. Den hat er aber völlig verdreht. Das nennt man Leninismus. Der erste Leninist nach Lenin in Lenins Partei war unser deutscher Kaiser Wilhelm. Er gab nämlich dem Lenin einen plombierten Eisenbahnwagen, damit er nach Rußland kommt und Revolution macht. Über diesen Marx weiß ich gar nichts. Über Lenin aber mindestens fünfmal so viel.

Lenin als Mensch

Lenin ist mir unsympathisch. Denn Lenin war ein Russe und alle Russen tragen lange Bärte und sind auch sonst von Natur unheimliche und hinterhältige Leute.
In Wahrheit hieß Lenin nämlich gar nicht Lenin, sondern ganz anders. Die einen sagen auch, Lenin war von Beruf ein Adliger, die anderen aber glauben, er war Rechtsanwalt. Wir lassen unseren richtigen (!) Namen sogar in die Zeitung drucken. Es kann jeder wissen, daß mein Papa ein Weingeschäft hat.
Lenin führte sogar Krieg gegen seine eigenen Landsleute. Das nennt man Bürgerkrieg. Er war aber so hinterlistig, daß er zum Schein gegen den Krieg redete, um viele Leute in seine Partei zu kriegen. Mit dem Krieg und dem lieben Gott darf man aber kein Schindluder treiben.
Den lieben Gott hat Lenin nämlich auch in Rußland abgeschafft. Wenn die Kommunisten auch bei uns den lieben Gott abschaffen würden, wären unsere Lesebücher nur noch halb so dick. Deshalb ist mir Lenin unsympathisch.
Wenn Lenin die englische Sprache abgeschafft hätte, hätten wir keinen Englischunterricht und dann wäre Lenin beinah schau.

Lenin als Revolutionär

Alle Revolutionäre sind blutrünstig. Sie nennen sich deshalb auch die Roten.
Weil Lenin fanatisch Krieg führte, als seine Regierung angegriffen wurde, stürzte er sein eigenes Volk in Elend und Hunger. So hatten die Russen nicht mal ein Stück Kommißbrot zu kauen und viele verreckten. An chewing gums, frische Semmeln und Dr.-Oetker-Pudding war schon gar nicht zu denken. Auch heute noch trägt jeder Russe Sonnenblumenkerne in seiner Jackett-Tasche bei sich.
Außerdem war Lenin deshalb nicht so bedeutend, weil er völlig überflüssig in der Geschichte war. Das ist wie mit einer Dampfmaschine. Nur wenn man nicht rechtzeitig den Dampf abläßt, kracht es. Das ist dann die Revolution. So ein Dummkopf, der nicht rechtzeitig den Dampf abgelassen hat, war der russische Zar. Deshalb hätten ihn die Bolschewisten aber nicht gleich umbringen brauchen. Ganz up to date war aber

Professor Beier-Red (1928): „11 Jahre, und der Bengel wächst erst noch."

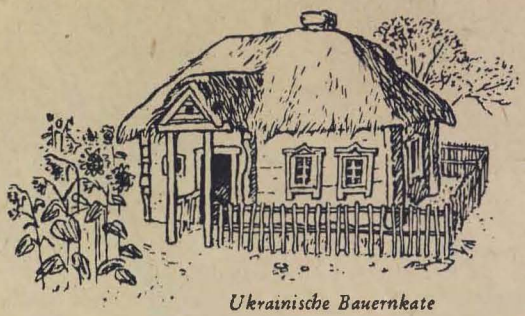
auch unser deutscher Kaiser Wilhelm mit seinem plombierten Eisenbahnwagen für Lenin nicht. Hätte unser Kaiser Wilhelm nicht solch einen Hammer gehabt, wäre es nie zu dieser Revolution gekommen, und Lenin wäre noch heute ein kleiner Rechtsanwalt oder so. Und ich brauchte nicht diesen Aufsatz zu schreiben.

Ich schäme mich fast, Wilhelm zu heißen. Aber immer noch besser als Lenin zu heißen. Oder etwa noch Illitsch. Das klingt so russisch, und das sagt bereits alles.
Unsere Regierung hat jedenfalls nicht solch einen Hammer wie unser Kaiser Wilhelm, sondern paßt auf die Kommunisten besser auf. Das Wahrzeichen der Russen ist aber immer noch ein Hammer. Und eine Sichel. Die Russen sind eben nicht up to date. So haben die Russen auch keine Fabriken, weil jeder Russe nur Sonnenblumenkerne in der Jackett-Tasche hat, aber nicht die nötigen Mille, um sich eine zu bauen. Wo die Russen dennoch ein paar Fabriken haben, sind es Zwangsarbeitslager gewesen. Wo die Russen aber große Industrien haben, wollen sie damit nur über die ganze Welt regieren und allen Besitzenden alles wegnehmen. Da mir die Kommunisten den VW wegnehmen wollen, den ich mir einmal kaufen werde, bin ich sauer auf Lenin.

Lenin als Russe

Alle Russen sind von Natur unheimlich und unberechenbar. Heute sind sie so und in zehn Minuten schon völlig anders. Es gibt überhaupt fast nichts Schlechtes, was die Russen nicht sind.
Sogar die alten russischen Schriftsteller kannten nur Schlamm und Diebe und Mord und Totschlag in Rußland! Man braucht nur einen Blick in unser Geschichtslesebuch zu werfen. Der einzige gute Russe war der Schneider von Pensa, und der war ein ge-

Bäuerinnen am Herd



Ukrainische Bauernkate

Ikone

Diese Zeichnungen (und keine mehr) enthält „Ein Jugendbuch für Schule und Haus" aus dem Georg-Westermann-Verlag. Die Sonnenblumenkerne in den Taschen aller Russen stammen ebenfalls aus diesem Band. „Wege in die Welt" heißt der Titel. „Wege in eine manipulierte Welt" müßte er richtig heißen. Allerdings erschien er bereits 1954. Heute kommt man an den ökonomischen Erfolgen der Sowjetunion nicht mehr vorbei. Der Eifer aber, die Russen, die Kommunisten und den Sozialismus als unfrei und aggressiv zu verteufeln, hat eher noch zugenommen.

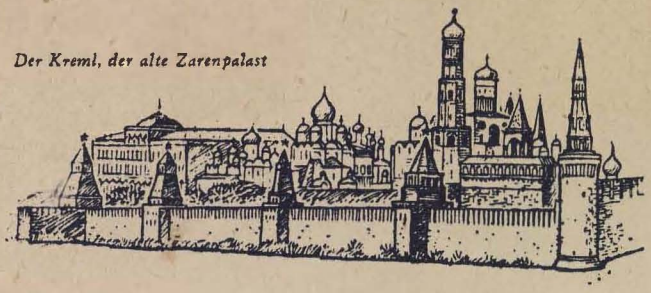
Steppenwolf

bürtiger Deutscher. Lenin war auch nicht nur ein gewöhnlicher Russe, sondern sogar noch ein asiatischer. Und das sagt bereits alles.

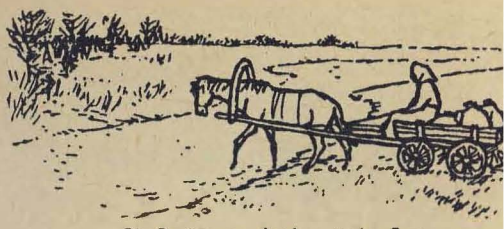
Lenin und Adolf Hitler

Lenin muß sich gut mit Hitler gestanden haben. Denn ich habe nie ein Wort darüber gelesen, daß ein Kommunist Widerstand gegen Hitlers Partei geleistet hat. Das hat nur die Kirche, die Geschwister Scholl und unsere Offiziere von der Bundeswehr. Aber kein Kommunist. Lenin und Hitler waren ja auch beide Diktatoren. So wundere ich mich fast, daß beide keine gemeinsame Partei gegründet haben, sondern jeder seine eigene aufgemacht hat. Aber vielleicht lag das daran, daß der Lenin der erste Diktator unseres Jahrhunderts war und unser Adolf Hitler erst der dritte. Außerdem haben viele aus Hitlers Partei bei uns wieder satte Ämter. Die Kommunisten natürlich nicht. Also müssen die Kommunisten schlimmer und gefährlicher für unsere Freiheit sein, denke ich mir. Außerdem hat Adolf Hitler die Autobahn gebaut. In Rußland haben sie aber nur Schlamm und kaum Eisenbahnen und schon gar keine Rheinschiff-Fahrt und keine VWs.
Hitlers größtes Verbrechen war, daß er unüberlegt den Krieg begonnen und verloren hat. Als sein zweitgrößtes Verbrechen hat er viele Juden umgebracht. Hätte er doch an deren Stelle lauter Russen und Bolschewisten um die Ecke gebracht. Das wäre zwar auch ein Verbrechen gewesen,

Alle Argumente in diesem Schulaufsatz, so absurd und abgefeimt, so abstoßend und abgeleiert sie auch sein mögen, wurden westdeutschen Schulbüchern entnommen –
angefangen bei der Dampfkesseltheorie[1] über Terror- und Blutherrschaft[1] bis zur Aggressivität[1] als Lebenselemente jeder Revolution;
angefangen bei der unergründlichen, unheimlichen „russischen Seele" über die Behauptung: „In Rußland hat jede Fabrik als Zwangsarbeitslager begonnen"[2] bis zum „Weltherrschaftsstreben der Kommunisten";[3-4]
angefangen bei der Lüge: „Die Revolution brachte Rußland den Hunger"[3] über die hinterhältige Halbwahrheit: „Lenin hat die Ideen Marx' verändert"[4] bis zur Roßtäuscherei mit den Gleichheitszeichen zwischen der DIKTATUR der Faschisten und der DIKTATUR des Proletariats.[1-4]
Angefangen . . . über . . . bis . . .
So werden der westdeutschen Jugend bereits auf der Schulbank die Kommunisten und Russen als böse und aggressiv verteufelt. Sogar die klassischen russischen Schriftsteller müssen dazu herhalten.[5] Und der einzige sympathische Russe aus einer Anzahl Lesebüchern ist wahrhaftig der „Schneider von Pensa",[6] der in Schwaben geboren ward.
Und da sollte es nicht diesen Wilhelm Michel geben, und nicht auch in Trier, wo nicht einmal ein Reisebüro das Geburtshaus von Karl Marx zu nennen wußte?
In der Zeitschrift „Neue Sammlung" 6/67 aus Göttingen wurde die Wanderung einer Schulklasse beschrieben. Der Lehrer hatte die Schüler auf eine trichterförmige Schlucht aufmerksam gemacht, welche die zerstörende Kraft des Wassers offenbarte. Daß eine Verbindung zwischen den Hochflächen bestand, begriffen die Kinder. Wer hat sie „aber zerstört, dieses Loch gerissen, diese Erdmassen weggeschoben? Nachdenken, ratlos schweigen die Kinder . . .



Der Kreml, der alte Zarenpalast



Ein Panjewagen durchquert eine Furt

aber nicht das zweitschlimmste, sondern ein weit besseres, und das Ausland hätte keinen Grund gegen uns Deutsche zu hetzen. Und vielleicht wäre dann überhaupt heute alles in Butter.
Und weil wir bereits genügend Autobahnen haben, freue ich mich auch, daß wir keinen Adolf Hitler mehr haben. Da haben wir nämlich auch Gott sei Dank niemanden mehr, der die Siege unserer Generale verliert.
Vor allem aber freue ich mich nochmals, daß wir keinen Lenin haben. Wir werden auch keinen haben, weil wir Deutschen keine Russen sind und weil unsere Regierung versteht, rechtzeitig den Dampf abzulassen und weil die Revolution und die Russen überhaupt nichts Gutes sind. Das weiß bei uns jedes Kind.

Verlogen oder dümmlich? Schuld am ersten Weltkrieg tragen laut Dümmler-Verlag, Bonn, 1. die zwei Schüsse von Sarajewo und 2. und vor allem DIE RUSSEN! Die historische Wahrheit: Der erste Weltkrieg war ein von allen Seiten vorbereiteter und gewünschter Eroberungskrieg. (Die Unterstreichungen sind bereits im Druck vorhanden.)

Schließlich aber bricht die Erkenntnis aus Wilhelm hervor: Die Russen!"[7]
Armer Wilhelm!
Einen Test, den die Pädagogische Hochschule Reutlingen mit einem Aufsatz zum Thema „Die Russen" bei 353 Kindern der 3.–8. Klassen vornahm, ergab folgende typische Antworten: „Die Russen sind böse. Sie tragen lange Bärte. Die Russen sind arme Leute, wohnen in Holzhütten und schlafen manchmal noch auf dem Boden. Wenn die ganze Welt abrüstet, die Russen rüsten auf. Die Russen sind die Feinde Deutschlands. Sie haben mit uns Krieg angefangen."
Arme Wilhelms also!
Aber nur arme Wilhelms? Die befragten Wuppertaler Jahrgänge sind heute Wehrpflichtige bei der Bundeswehr. Der Major Frisch mit dem Nazijargon und der reaktionären Gesinnung kann also zufrieden sein: In der überwältigenden Mehrzahl hat er FRISCHlinge in seiner Einheit. Was es indes drüben nicht gibt, ist das Aufsatzthema: „Was weißt du über Lenin?"; denn für sie heißt es mit Recht: „Lenin ist wehrkraftzersetzend".
Mit Majakowski kann man es aber auch anders ausdrücken:
„Lenin ist heut lebender
als die am Leben sind."

---

[1] „Aufgabe und Gestaltung des Geschichtsunterrichts", Verlag M. Diesterweg, Frankfurt, Bln., Bonn; [2] „Wege der Zeit", Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf; [3] „Europa und die Welt", Blutenberg-Verlag, München; [4] „Weltgeschichte im Aufriß", Verlag M. Diesterweg; [5] „Wege in die Welt"; [6] „Die gute Saat", Georg Westermann Verlag, Hamburg, Braunschweig etc.; [7] Der Verfasser hält es für nötig, noch ausdrücklich zu betonen, daß in dieser Gegend nie russische Truppen weilten.

Aus unserer Garnisonstadt

POTSDAM

Es lebte einst in Sanssouci, das ist schon lange her,
ein Herr mit seinen Hunden, und zuweilen kam Voltaire.
Und seine Instrumente war'n die Flöte und der Stock,
und Unterhosen war'n ihm lieber als ein Unterrock.
Das wäre fast bedeutungslos und wöge nicht so schwer,
wenn er nicht Preußenkönig einstens mal gewesen wär'.

Heinz Kahlow

Schlösser und Gärten von Sanssouci, die Stätte des Potsdamer Abkommens Schloß Cecilienhof, das Deutsche Armeemuseum und die umfangreichen Naherholungszentren sind immer wieder Hauptanziehungspunkte für Touristen aus aller Herren Länder, deren Zahl von Jahr zu Jahr zunimmt. In der Metropole des Bezirkes Potsdam haben aber auch zahlreiche wissenschaftliche Einrichtungen ihr Domizil, so u. a. die Deutsche Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft „Walter Ulbricht", die Pädagogische Hochschule, die Deutsche Filmhochschule, das Astrophysikalische Observatorium, das Institut für Landtechnik und auch das Deutsche Zentralarchiv. Aus Potsdam kommen auch die Erzeugnisse des VEB Dentaltechnik, die zugkräftigen „V 180" des VEB Lokomotivbau „Karl Marx" und nicht zuletzt die Filme aus dem DEFA-Studio Babelsberg.

Leicht war der neue Weg nicht. Noch am 14. April 1945 hatten angloamerikanische Terrorbomber das Stadtzentrum in Trümmer gelegt: Tausende Tote, fast 60 000 Obdachlose.

Viele der kulturhistorischen Bauten sind inzwischen in alter Schönheit, aber mit neuem Inhalt wieder aufgebaut. Das alte Rathaus z. B. mit seinem weltbekannten Atlas und das danebenstehende Knobelsdorff-Haus sind heute das Domizil des Kulturhauses „Hans Marchwitza" geworden, ein Zentrum des geistig-kulturellen Lebens der Stadt. Über die neuerbaute Lange Brücke fließt der Verkehr ins Stadtinnere. Und wo bislang die Ruinenreste der früheren Garnisonskirche standen, entsteht ein modernes Rechenzentrum.

Das neueste Wahrzeichen der Havelstadt ist das 16geschossige Interhotel am Ufer der Havel. Mit seinem attraktiven Dienstleistungs-Service wie z. B. Motorbootausleih bietet es seinen in- und ausländischen Gästen in der reizvollen Seen- und Waldlandschaft der Stadt angenehmen Aufenthalt. Nur wenige Meter sind es auch vom Hotel bis zu den Anlegestellen der Weißen Flotte, die die Besucher auf den Templiner- oder Schwielowsee bringt.

Über 7400 Wohnungen wurden bis Ende 1968 in der Stadt neu erbaut, darunter ein ganz neues Viertel in der Waldstadt. Zur neuen Sporthalle in der Heinrich-Mann-Allee ge-

sellt sich auch eine Schwimmhalle, die gegenwärtig am Brauhausberg errichtet wird.
Im Bauplan der Stadt sind für die folgenden Jahre noch viele neue Projekte enthalten, vor allem im Stadtzentrum und auf dem Gebiet des Verkehrswesens. Gegenwärtig haben die Potsdamer „Weißen Mäuse" alle Hände voll zu tun, um den wachsenden Straßenverkehr in der Innenstadt zu bewältigen. Deshalb soll ein Tangentenring künftig den Stadtkern vom Durchfahrtsverkehr entlasten, wie auch eine vierspurige Straße und der Einsatz von Großraumomnibussen das Industriegebiet Teltow enger mit der Bezirksstadt verbinden wird.
Bei der weiteren Gestaltung des Stadtzentrums werden die Traditionen der revolutionären Arbeiterbewegung besonders gepflegt. Auch in der Hochburg des reaktionären Preußentums hatte die Arbeiterbewegung ihre feste Heimstatt. Alt-Nowawes, ein Stadtteil in Babelsberg, war

Teilansicht des Teehäuschens im Park von Sanssouci

DDR
UNSER VATERLAND

ihr Zentrum. Bei den Reichstagswahlen 1912 setzten die Potsdamer Arbeiter durch, daß ihr Kandidat, Karl Liebknecht, Sitz und Stimme im preußischen Reichstag erhielt. Während der faschistischen Terrorherrschaft wirkte in Alt-Nowawes auch Walter Junker, dessen Namen heute das Klubhaus der Energiearbeiter trägt. Karl Liebknecht zu Ehren wird im Stadtzentrum, zwischen dem Kulturhaus „Hans Marchwitza" und dem Interhotel, das Liebknecht-Forum gestaltet. Eine moderne Mehrzweckhalle mit Theater, ein großräumiges Bildungszentrum und Wohnensembles werden diesen Platz säumen.
Von Alt-Nowawes bis zur Freundschaftsinsel, der südlichen Begrenzung des Liebknecht-Forums, werden sich einmal neue Wohnblocks erheben, die dann das Stadtbild zu einem geschlossenen Ensemble vereinen.
Waren in der Vergangenheit die preußischen Stadtherren sehr darauf bedacht, daß die Havel die Grenze zwischen der Stadt und den Babelsberger Arbeitervierteln blieb – nach den Bauplänen des sozialistischen Potsdams wird auch diese Trennungslinie endgültig überwunden.
Ja, einst regierte der Geist Friedrich II. in Potsdam.
Heinz Kahlow:

„Man machte ihn auch zum
Idol für Tapferkeit und Mut,
und als die Saat dann aufging,
war die Ernte gar nicht gut.

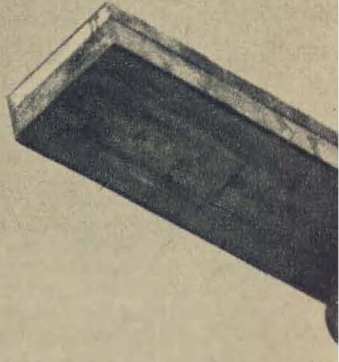
Das wäre fast bedeutungslos
und wöge nicht so schwer,
wenn er nicht Preußen-
könig . . .
Na, heut ist er's ja nicht
mehr!"

Carl-Heinz Jeschke

Passen Angst und Mut unter einen Hut?

Die aktuelle Umfrage

Offensichtlich ja.
Denn „Mut ist genauso ansteckend wie Angst", argumentiert der französische Filmschauspieler Jean Gabin. Frau Rat Goethe sah dagegen nur in der Furcht eine Infektionsgefahr, dieweil sie anstecke „wie Schnupfen", was ihren Zeitgenossen Georg Christoph Lichtenberg möglicherweise zu der Folgerung gelangen ließ: „Eine der schwersten Künste für den Menschen ist wohl die, sich Mut zu geben." Jedoch war der Göttinger Physik-Professor überzeugt, daß der Mensch sich „sogar Mut" geben könne, „wenn er es recht anfängt". *Wie* man's aber nun anfängt, schilderte A. S. Makarenko: „Es ist unmöglich, einen mutigen Menschen zu erziehen, wenn man ihn nicht in Situationen versetzt, in denen er Mut zeigen kann, ganz gleich, wodurch — durch Selbstbeherrschung, durch ein gerades, offenes Wort, durch gewisse Entbehrungen, durch Geduld und Kühnheit."
Der Militärdienst ist reich an solcherart Situationen. Es gibt ihrer im Soldatenalltag mehr als genug. Nicht nur den Sprung in die Tiefe, den unser Bild zeigt und vor dem Funker Peter Faehse sich „immer wieder fürchtet". Unteroffizier Gerd Römpler erinnert sich der „Beklemmungen", die ihn befielen, als er „erstmals eine Unterwasserfahrt mitmachte". Mit „Grauen" denkt Obermatrose Rudi Zenses an einen Seetörn zurück, bei dem das Schiff „eine bedenkliche Krängung" hatte und der Sturm ihn beinahe „von Deck gerissen" hätte. Kanonier Hans Hoßfeld verweist (zu Unrecht sehr beschämt) auf das „Fracksausen", das ihn überkam, als es „zum ersten Gefechtsschießen mit der Kanone" ging. Wegen der „Ängste", die ihm die dienstälteren Genossen in sehr unkameradschaftlicher Weise eingejagt hatten, sah Gefreiter Jürgen Belyl sogar seinem „ersten MPi-Schießen mit großem Zähneklappern entgegen".
Und so weiß wohl jeder von



neuen, unbekannten Situationen zu erzählen, vor die er gestellt war und bei denen er sich zunächst etwas ängstigte. Als der Gefreite Artur Petrulat mit achtzehn Jahren zum ersten Mal auf Posten zog, sah er „allerlei Gespenster und hinter jedem Strauch Gefahren". Als Armeegeneral Heinz Hoffmann mit fünfundzwanzig Jahren illegal über die Pyrenäen nach Spanien ging, um in den Internationalen Brigaden an der Seite des spanischen Volkes gegen die Franco-Faschisten zu kämpfen, kam er zunächst in ein Sammellager – wo es ihm nicht anders erging. „Es war eine kleine Ortschaft in den Bergen", berichtet der Minister. „Ich hatte mich kaum gemeldet, da wurde ich schon als Wachposten eingeteilt. Noch keine richtige Uniform, aber schon Wache stehen! Mir war gar nicht wohl in meiner Haut. Ich war aufgeregt und sehr nervös. Überall waren Geräusche, ständig hat etwas gewackelt. Ich habe immer mit durchgeladenem Gewehr gestanden und dachte dauernd, hier will mich jemand umbringen. Dabei war es eine ganz ruhige Gegend. Aber wahrscheinlich geht es allen Soldaten so, wenn sie das erste Mal Wache stehen . . ." Fürwahr.

Befragt, mit welchen Gefühlen sie den allerersten Wachdienst angetreten haben, gestehen alle 127 um Auskunft gebetenen Genossen, daß ihnen die Umgebung „unheimlich" vorgekommen sei und sie sich „von Gefahren umgeben" sahen. Es ist „immer dieselbe Geschichte", läßt sich mit Theodor Fontane kommentieren: „Wenn der Morgen anbricht, sieht man, daß es ein Handtuch war, aber in der Nacht hat man sich gegraut. Die Tapfersten haben mir solche Zugeständnisse gemacht. Nur der Feigling ist immer ein Held."

„Der furchtlose, jeder Situation gewachsene, nie und nimmer auch nur eine Spur von Angst zeigende ‚Held' ist ein Phantasiegebilde. So was gibt es nicht", erklärt Grenzsoldat Hartmut Woydziak kategorisch. „Die Angst ist ein Gefühl, das jeden mal überkommt", meint Unterleutnant

Bodo Holleg. „Vor allem", fügt Oberstleutnant Paul Dertz hinzu, „wenn man in eine Lage kommt, die einen vor neue, unbekannte Anforderungen stellt, die man ungenügend zu überschauen vermag, in der man noch keine oder nur sehr wenige Erfahrungen hat". Wenngleich Soldat Dieter Marwan sagt, daß es „manchen Genossen gelingt, ihre Angst hinter äußerlicher Unbefangenheit und Forschheit zu verbergen", ist er mit Kapitänleutnant Horst Reinschke der Meinung, daß „keiner dagegen gefeit ist". Major Kurt Gaudel zitiert die Definition aus dem Buch „Psychologie und militärische Ausbildung": „Das Angstgefühl ist dem Menschen angeboren, es gehört zur Schutzreaktion des Organismus im Moment der Gefahr, wenn unerwartete, unbekannte oder besonders starke Reize einwirken." D. A. Furmanow, Autor des bekannten Tschapajew-Buches, nennt es deswegen leeres „Geschwätz", wenn jemand sagt, er hätte nie in seinem Leben Angst gehabt – „denn solche Holzköpfe hat das Menschengeschlecht noch nicht hervorgebracht".

Irgendwann einmal ängstlich sein, ist demnach „keine Schande" (Soldat Rainer Pich) und auch „kein Zeichen von Charakterschwäche" (Flieger Lutz Hurich), sondern eine natürliche Reaktion auf Gefahr. „Die Gefahr" aber, bemerkte Lenin, „ist ein Element des Krieges. Im Kriege gibt es keine einzige Minute, in der man nicht von Gefahren umgeben ist." Ergo scheint mir die Gefahr eine der Hauptfaktoren zu sein, die die militärische Tätigkeit und das Leben des Soldaten von allen anderen Tätigkeiten der Menschen unterscheiden. Der Soldat der NVA muß, indem er sich für die Verteidigung seines sozialistischen Vaterlandes wappnet, auch vorbereitet sein auf die Gefahren und Situationen, denen er in einem möglichen Krieg gegenüberstehen würde. Das aber erfordert – um mit Admiral Waldemar Verner zu sprechen – „kampfbezogenes Denken, militärisches Klassenkampfdenken". Es gilt, alle Armeeangehörigen „politisch und militärisch so zu erziehen und auszubilden, daß sie allen Belastungen einer militärischen Klassenauseinandersetzung gewachsen sind, unsere Aktions- und Reaktionsfähigkeit für einen möglichen konventionellen und Raketenkernwaffen-Krieg unablässig zu trainieren".

Mut und Tapferkeit sind weder eine Himmelsgabe noch eine Eigenschaft, die der Kammerunteroffizier zusammen mit der Uniform austeilt. „Anknüpfend an die bisherigen Kenntnisse und Lebenserfahrungen der jungen Soldaten werden sie im Prozeß des militärischen Dienstes, der Ausbildung, der Körpertüchtigung weiter entwickelt und systematisch vervollkommnet", meint Major Manfred Kuhnert. „Vieles dabei ist Gewohnheitssache, Training", ergänzt Gefreiter Werner Faltin. Ein anderer Gefreiter, Walter Preikschat, nennt ein Beispiel: „Als ich bei der Panzernahbekämpfung zum ersten Mal solch einen Stahlkoloß auf mich zurollen sah, hatte ich mehr Angst als Vaterlandsliebe. Ich dachte: ‚Den schaffst du armes Würstchen nie!' Inzwischen haben wir das geübt, und ich bin auch mal reingeklettert, um selbst zu sehen, was ich ja theoretisch schon wußte – daß an einem bestimmten Punkt der Blickwinkel der Besatzung bannig eng ist. Durch die Erfahrung, erworben in der Ausbildung, bin ich heute klüger und vor allem sicherer. Klar, ein Panzer ist gefährlich. Aber doch nicht so, wie ich's zu Anfang gedacht habe. In dem Maße, wie ich mir meiner Möglichkeiten und seiner Schwächen bewußt wurde und gelernt habe, ihn anzugehen, in dem Maß habe ich auch meine Angst überwunden."

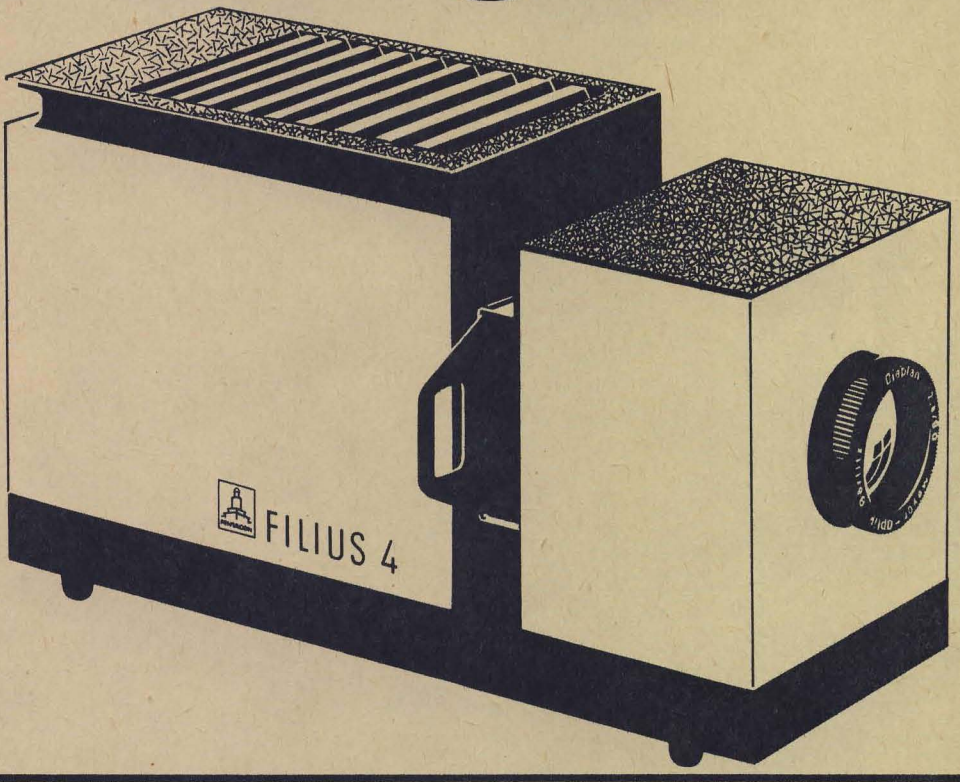
Wenn die Angst, wie es in dem bereits erwähnten Buch „Psychologie und militärische Ausbildung" heißt, durch „bewußtes Erfassen der einwirkenden Reize und Erkennen der Situation" überwindbar ist, dann gibt es nur eine Lösung: „Die Gefechtsausbildung möglichst real zu gestalten, so daß der Soldat bereits in Friedenszeiten unter militärischen Bedingungen erfahren wird, die – natürlich bei entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen – mit einer physischen Gefahr verbunden sind" (Hauptmann Gerhard Braungart und Wachtmeister Jens Köhler). Generalleutnant Sigfried Weiß verweist dazu auf „solche Elemente wie das Überschießen der eigenen Gefechtsordnung durch Artillerie und Granatwerfer, Werfen scharfer Handgranaten, Einsatz von Brandmitteln, Panzernahbekämpfung, Straßen- und Häuserkampf", weil sie „dazu dienen, unsere Soldaten und Einheiten das Gefecht ‚erleben' zu lassen, sie auch physisch darauf vorzubereiten und an die Wirkungsfaktoren moderner Waffen zu gewöhnen." Mir scheint, das sind wesentliche Möglichkeiten und Gelegenheiten, mutige und standhafte, tapfere und der Gefahr ruhig ins Auge schauende Soldaten heranzubilden.

Mut – als siegreiche Auseinandersetzung mit der Angst, als Ausdruck überlegten und umsichtigen Handelns in Situationen der Gefahr und der Bewährung – ist erlernbar, kann geübt, muß trainiert werden. Täglich. Aber das allein macht es noch nicht. Ich muß auch einen Sinn, eine Notwendigkeit sehen, mich tapfer zu schlagen, mutig voranzugehen, gegen Fehler und Schwächen und Unzulänglichkeiten zu kämpfen. Denn jeder wird sich nur dort und nur dann engagieren, wo er einen Sinn und einen Zweck für den Kampf sieht – nicht allein für sich, sondern namentlich für die Gesellschaft. Mutige und tapfere Soldaten wollen wir also nicht sein, um uns schlechthin dieses Prädikat zu verdienen. Vor allem wollen wir es, um unserer Republik gute Soldaten zu sein, mannhafte Verteidiger und Kämpfer des siegreichen Sozialismus.

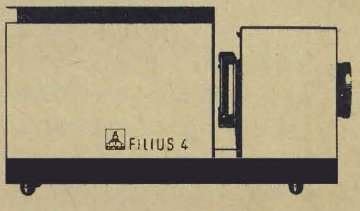
Karl Heinz Freitag

PENTACON

FILIUS 4



Der Kleinbildwerfer, der Ihnen zeigt, wie schön Ihre Farbdias sind
Hohe Lichtleistung durch neuartiges Beleuchtungssystem
und lichtstarkes scharfzeichnendes Projektionsobjektiv.
Mit dem Wechselschieber einfach zu bedienen.
Ausbaufähig bis zum automatischen Diawechsel.
Heimgerechte Form und Größe. Verwendbar für Dias 50 x 50 mm
(Nutzformate 18 x 24, 24 x 24, 24 x 36).



Kombinat VEB PENTACON DRESDEN
DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK

Diese Seiten sind eine Gemeinschaftsarbeit.
AR-Fotoreporter M. Uhlenhut hielt im Bild fest,
wie Angehörige der Staatlichen Schauspielschule Berlin
und Matrosen der Grenzkompanie Kersting miteinander bekannt wurden
und Freundschaft schlossen.
Matrosen, Studenten und der Direktor der Schauspielschule, Professor Penka,
schrieben dem Soldatenmagazin, warum ihnen diese Fotos
mehr als nur eine liebe Erinnerung sind.

„Diese zwei Tage waren für uns sehr wertvoll. Ihr gabt uns durch die Diskussion neue Denkimpulse, neue Einsichten und neue Kenntnisse über die Verantwortung des Soldaten zum Schutze unserer Republik. Diese frischen Eindrücke, verbunden mit dem Reiz der Landschaft, der Ausstrahlung Eurer prächtigen Menschen und nicht zuletzt die köstliche Verpflegung und Unterbringung machten die Fahrt zu einem Erlebnis, das uns in unserer künstlerischen Arbeit stark anregte. Zurückgekehrt gingen wir mit bei Euch empfangener Frische an die Arbeit."

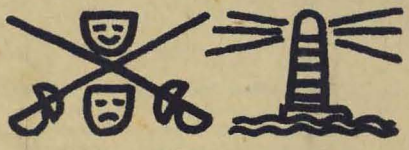
IMPULSE

Er: groß, blond und freundlich, ledig; gelernter Elektriker, z. Z. Matrose der Volksmarine.
Ich: klein, dunkel und kompliziert, ledig; z. Z. Schauspielschülerin.
Wir kannten uns wenige Stunden und stellten fest: Wir brauchen uns. Ja, wirklich!!
Er ist Soldat – ich werde Schauspielerin. Frage: Warum glaubt man uns eigentlich eine intime Beziehung eher als eine gesellschaftliche?

Juliane Koren

Die junge Generation der Künstler brennt offenbar darauf, festen Kontakt mit dem Leben zu haben. Für uns entwickelt sich daraus ein günstiges Moment, um unser geistig-kulturelles Leben weiter voranzubringen. Zwar bestehen bei uns Zirkel für Fotografie und Basteln sowie ein Chor, doch hätten wir auch das Zeug dazu, unterstützt von den Schauspielschülern, ein Kabarett auf die Beine zu bringen.

Maat Ewald Nicolai



Organisation ist eine Kunst. Exaktheit und Präzision ist eine zwingende Notwendigkeit in einer Armee. Theoretisch ist das klar. Bei unserem Besuch demonstrierten die Verantwortlichen der 6. Kompanie die praktische Anwendung. Das für diesen Tag festgelegte Programm – es standen ja nur wenige Stunden zur Verfügung – wurde Punkt für Punkt durchgeführt. Daran ist nichts Verwunderliches, aber: Sein Inhalt war mit soviel Liebe und klugen Überlegungen zusammengestellt worden, daß wir aus dem Staunen nicht mehr herauskamen. Beweis: Eine Besichtigung der Unterkünfte *mußte* im Plan enthalten sein, das schreibt die Gastfreundschaft wohl überall vor. Der Leuchtturm hingegen *konnte* gezeigt werden, verpflichtet wären die Genossen dazu nicht gewesen. Damit aber nicht genug: Unsere Freunde führten uns ferner in die außerhalb ihrer Kaserne befindliche Kunstausstellung „Der Darß heute" und gaben uns so einen Überblick über Umwelt und Leben ihrer Kompanie, wie er angesichts der geringen Zeit nicht besser hätte gegeben werden können.
Organisation ist eine Kunst. Unsere Freunde, die Matrosen, beherrschen sie.

Hasso von Lenski,
Student, FDJ-Sekretär

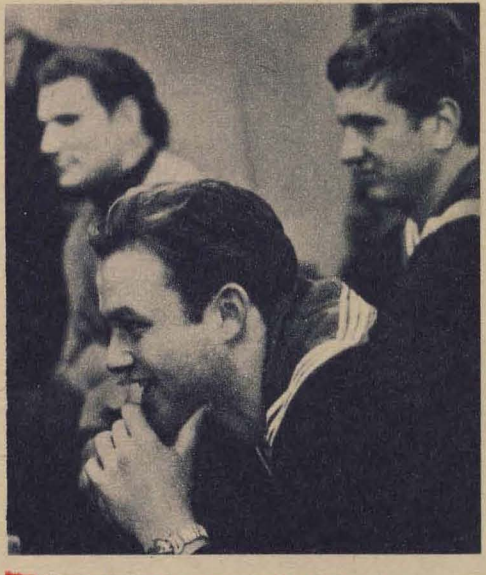
Selbst der kleine Einblick, den wir vom Schauspielstudium erhielten, reicht wahrscheinlich für einen Laien aus, um sagen zu können: Es gehört neben Begabung viel, viel Fleiß dazu. Eine harte Arbeit, ein hartes Training, welches das Letzte verlangt.
Mit wenig viel vollbringen, das ist mir bei den Darbietungen erst so richtig aufgegangen. Ich glaube, die Verbindung zur Welt des Theaters ist hergestellt, die wir nun weiter ausbauen müssen.

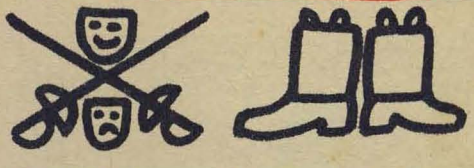
Obermatrose
Dieter Hornbogen

Schon am nächsten Klubabend werden wir bei einem Gesellschaftsspiel, zu dem uns die Studenten mit viel Vergnügen anregten, die Beobachtungsgabe der Genossen schärfen. Die Gründung eines kleinen Kabaretts, das unser geistig-kulturelles Leben bereichern soll, wird zeigen, wie ernst wir uns selbst nehmen. Der Gegenbesuch, zu dem wir eingeladen wurden, verpflichtet. Wenn wir auch Soldaten einer Grenzeinheit und keine angehenden Künstler sind, wollen wir in Ehren bestehen.

Kapitänleutnant Manfred Böhme

„Wunderschön für uns war die Aufmerksamkeit, mit der die Genossen unseren Vorführungen folgten, und wir denken immer noch vergnüglich daran, welchen Spaß auf beiden Seiten die gemeinsame Beobachtungsübung verbreitete."



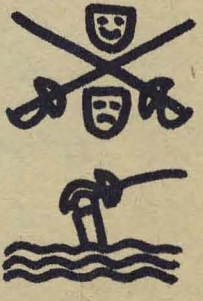


Am Abend, als wir noch immer in froher Runde beisammensaßen, verspürten wir auch Lust zu tanzen. Matrosen, so scheint mir, sind besonders große Kerle, und „Ewald", mit dem ich mich im Kreise drehte, konnte mich fast unter den Arm klemmen. Meinen fragend-bangen Blick auf seine gewaltigen und schweren Schuhe bemerkend, entgegnete er behutsam, er habe, um allem Unheil vorzubeugen, seine Stiefel im Spind lassen dürfen und die Sondergenehmigung zum Tragen von Ausgehschuhen erhalten. Da war ich beruhigt.

Anne Rose Diethe, Studentin

Als wir reich an Gedanken und Empfindungen unsere neuen Freunde verließen, um gen Rostock zu fahren (wir hatten, wie aus den Fotos ersichtlich, u. a. an einem Postengang teilgenommen, Genossen einer Scheinwerferbedienung besucht und einen kleinen Fechtunterricht am Strand improvisiert), schien uns eine Steigerung unserer Erlebnisse nicht möglich. Dann aber die Flottenparade: Taucher stürzten von Bord der Torpedo-Schnellboote und aus Hubschraubern in die schon ziemlich kühlen Fluten der Warnow. Die artistische Genauigkeit, aber auch Schönheit dieser Übung, die den Männern hartes Training, eiserne Disziplin und nicht zuletzt Mut und Ausdauer abverlangte, haben uns, die wir auch an eine harte und intensive Ausbildung in der Schauspielschule gewöhnt sind, in Erstaunen und Begeisterung versetzt.

Werner Hennrich, Student



Ihr habt uns gezeigt, wie man trotz geringer Mittel und Möglichkeiten kulturell tätig sein und die Freizeit sinnvoll gestalten kann. Im Lenin-Aufgebot der FDJ heißt es u. a.: „Unser Lenin-Aufgebot ist die schöpferische Teilnahme junger Sozialisten an der Gestaltung eines inhaltsreichen Kultur- und Sportlebens." So betrachtet müssen wir einschätzen, daß wir nur Mittelklasse sind. Im 21. Jahr unserer Republik zählen nur Höchstleistungen, und das bezieht sich auch auf das kulturelle Leben in unserer Einheit. In diesem Sinne kam Eurem Besuch und der weiteren Knüpfung freundschaftlicher Beziehungen eine entscheidende Bedeutung zu. Wir haben, wie in unserer ganzen Republik, Großes vor und werden diese Aufgabe lösen.

Aus einem Brief der Genossen der Einheit Kersting an die Schauspielschule Berlin

Offen gestanden, diese Einladung hatte mich neugierig und unsicher zugleich gemacht. Neugierig, weil sich hier offenbar eine günstige Möglichkeit bot, neue Verbindungen zwischen Kunst und Leben zu knüpfen – und unsicher, weil ich so gar nichts von den kulturellen Bedürfnissen einer Grenzkompanie wußte. Guter Rat war teuer. Schließlich kamen wir zu dem Schluß, daß ein kurzes Programm mit Ausschnitten aus unserer vielfältigen Arbeit wohl am geeignetsten sei, uns vorzustellen und für Gesprächsstoff zu sorgen.

Genau das war richtig, und so übertraf unser Zusammensein mit den Genossen der Grenzeinheit Kersting alle Erwartungen. Es war nicht nur die herzliche Gastfreundschaft, die uns beeindruckte, sondern vor allem das Interesse an unserer Tätigkeit.

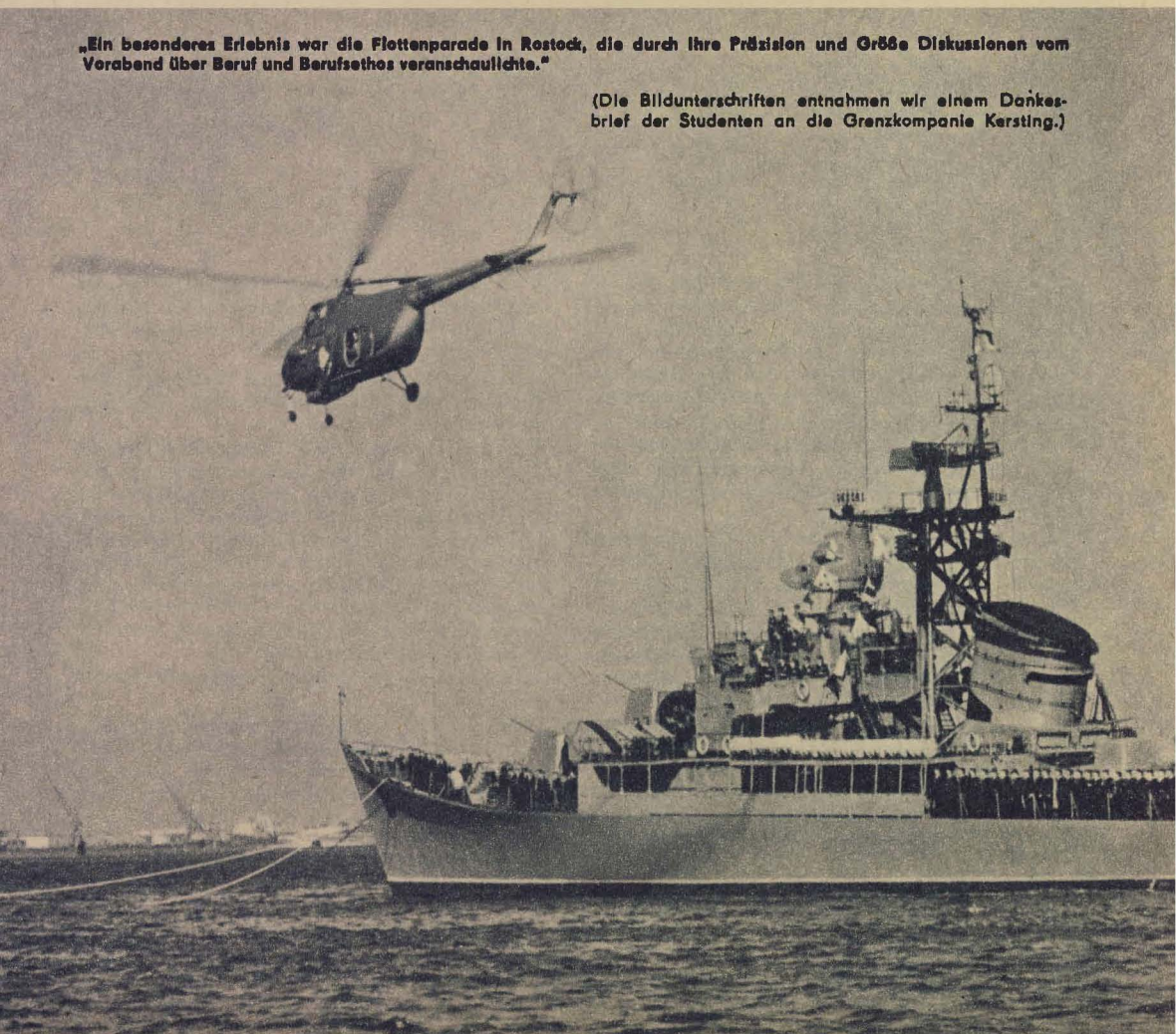
Wir trafen Gesprächspartner, die ihre kulturellen Bedürfnisse aus dem Bedürfnis, ein guter Soldat sein zu wollen, ableiten. Wir sahen unsere Arbeit mit ihren Bedürfnissen konfrontiert und gewannen die Erkenntnis, daß wir die Probleme ihres Lebens, die Bedürfnisse dieses Kampfes viel besser kennenlernen müssen, um unsere künstlerische Wirksamkeit

zu erhöhen. Das gilt, so glaube ich, für die Ausbildung ebenso wie für die gesamte Schauspielkunst. Wir werden jedenfalls versuchen, unseren Lehrstoff, das Repertoire der Szenenstudien zu erweitern.
Im Klubraum der Einheit war die Geschichte der Kompanie von ihren Anfängen bis zum 20. Jahr unserer Republik in Form einer kleinen Ausstellung gestaltet worden, das Werk kluger und fleißiger Matrosen, die sich zu einem Traditionszirkel vereinigt haben. Sie verriet so viel Liebe zur Sache und Stolz auf das Erreichte, daß sie zu einem der stärksten Eindrücke wurde, und unwillkürlich mußte ich am nächsten Tag bei der großen Flottenparade in Rostock an das Foto denken, das einen kleinen Handwagen mit einem darauf befestigten Maschinengewehr als ersten Anfang zeigte.
Im Gespräch mit Genossen Kapitänleutnant Kersting, dem Kompaniechef, lernten wir einen Offizier kennen, der vielseitig interessiert ist und sich über jeden einzelnen seiner Soldaten viel Gedanken macht und ständig neue Wege sucht, ihre Persönlichkeitsentwicklung zu fördern. Ich fand manche Parallele zu meiner Arbeit.
Dankbarkeit wäre zu wenig, was wir zurückschauend auf dieses Zusammensein in Prerow und Rostock empfinden. Wir freuen uns auf den Besuch der Genossen in Berlin, der neue, wertvolle Impulse auslösen und zur weiteren Vertiefung des sozialistischen Wehrmotivs unter den Dozenten und Studenten beitragen wird. Wir erwarten ihre Wünsche, Überlegungen und Forderungen, ja Forderungen, denn wir glauben, daß sie, auf Grund ihrer Leistungen zum Schutze des Friedens und zur Verteidigung unserer Republik, von uns Unterstützung bei der Entwicklung des geistig-kulturellen Lebens im Leninjahr fordern können.

Professor Penka

„Ein besonderes Erlebnis war die Flottenparade in Rostock, die durch ihre Präzision und Größe Diskussionen vom Vorabend über Beruf und Berufsethos veranschaulichte."

(Die Bildunterschriften entnahmen wir einem Dankesbrief der Studenten an die Grenzkompanie Kersting.)



KAREL ČAPEK

Der gestohlene

Um drei Uhr morgens klingelte das Telefon beim Platzkommando. „Hallo, hier Oberst Hampl vom Generalstab. Schicken Sie sofort zwei Mann von der Militärpolizei zu mir; außerdem benachrichtigen Sie Oberstleutnant Vrzal, selbstredend den von der Informationsabteilung ... Hören Sie, das geht Sie doch gar nichts an, er soll sich umgehend bei mir melden. Ja, jetzt in der Nacht. Ja, er soll sich einen Wagen nehmen. Aber möglichst rasch, Herrgott! Und Schluß."

In einer knappen Stunde war Oberstleutnant Vrzal zur Stelle; die Wohnung befand sich irgenwo im Villenviertel. Ein älterer, sehr bedrückt aussehender Mann in Zivil, besser gesagt in Hemd und Hose, empfing ihn. „Oberstleutnant, mir ist eine dumme Sache passiert. Nimm Platz, Kamerad. Eine blöde, dreckige, elende, verfluchte Sache! Eine ganz vermaledeite Angelegenheit! Also denk dir nur: Vorgestern übergab mir der Chef des Generalstabes einen Akt und sagte: ‚Hampl, bearbeite das zu Hause, je weniger Menschen davon in Kenntnis gesetzt werden, um so besser – in der Kanzlei keinen Ton; du bist beurlaubt, also marsch, knie dich hinein, aber sei vorsichtig!' Nun gut."

„Was war das für ein Akt?" fragte Oberstleutnant Vrzal. Der Oberst zögerte einen Augenblick. „Na", sagte er, „damit du im Bilde bist: aus der Abteilung C."

„Aha", meinte Oberstleutnant Vrzal und fing an, sehr bedenklich dreinzuschauen. „Und was war weiter?"

„Nun, hör zu", erzählte der Oberst bekümmert. „Gestern habe ich den ganzen Tag daran gearbeitet; aber was sollte ich zum Teufel nachts damit anfangen? In ein Schubfach einschließen, das wäre Unsinn, einen Tresor besitze ich nicht, und wenn jemand geahnt hätte, daß der Akt bei mir liegt, wäre sowieso alles vergeblich. Also, ich habe ihn die erste Nacht unter meiner Matratze versteckt; am Morgen war er wie von einem Wildschwein zerwühlt."

„Das kann ich mir denken", sagte Oberstleutnant Vrzal.

„Was willst du, meine Frau ist noch korpulenter, und in der Nacht darauf riet sie mir: ‚Weißt du was, wir stecken das Ding in die Blechdose von den Makkaroni und stellen sie über Nacht in die Speisekammer; ich verschließe sie und nehme den Schlüssel zu mir', sagte meine Frau – wir haben nämlich eine sehr gefräßige Haus-

Akt 139/VII, Abt. C

angestellte –, ‚und dort dürfte es niemand vermuten, nicht?' Gut, und so geschah es."

„Hat diese Speisekammer ein einfaches oder ein Doppelfenster?" unterbrach Oberstleutnant Vrzal den Bericht.

„Donnerwetter", stieß der Oberst hervor, „das ist mir entgangen. Ein einfaches! Ich habe fortwährend an den Sazau-Fall und ähnlichen Mist gedacht und dabei völlig vergessen, mir das Fenster genauer anzusehen. Verfluchte Schweinerei!"

„Und weiter", mahnte ihn der Oberstleutnant.

„Was sollte weiter sein. Gegen zwei Uhr morgens hört meine Frau unsere Hausangestellte kreischen, und als sie dem Geschrei nachgeht, erzählt die Marie, daß in der Speisekammer ein Dieb sei. Meine Frau holt den Schlüssel und mich, ich laufe mit der Pistole in der Hand zur Speisekammer und stelle fest, daß das Fenster aufgebrochen und die Dose mit dem Akt verschwunden ist. Und der Dieb mit ihm. Das ist alles", seufzte der Oberst.

Oberstleutnant Vrzal trommelte mit den Fingern nervös auf der Tischplatte.

„Herr Oberst, hat jemand gewußt, daß du den Akt im Hause hast?"

Der Oberst hob hilflos die Arme. „Das kann ich nicht wissen. Diese Lumpen von Spionen können auch das ausgeschnüffelt haben." Dabei fiel ihm die Tätigkeit des Oberstleutnants ein, und er wurde verlegen. „Im Grunde genommen sind es kluge Menschen", verbesserte er sich. „Aber ich habe zu niemandem davon gesprochen, mein Ehrenwort. Und", fügte er noch hinzu, „wer konnte wissen, daß ich den Akt in der Dose von den Makkaroni verborgen hielt."

„Wo standst du, als du das Papier in die Blechdose tatst?" fragte der Oberstleutnant leichthin.

„Hier, an diesem Tisch."

„Und wo hat die Blechdose gestanden?"

„Moment mal", überlegte der Oberst. „Ich saß hier und hatte sie vor mir stehen."

Der Oberstleutnant stützte sich auf die Tischplatte und schaute nachdenklich durchs Fenster. In der Morgendämmerung hoben sich die Umrisse einer rötlichgrauen Villa ab. „Wer wohnt dort gegenüber?" fragte er zweifelnd.

Der Oberst schlug auf den Tisch. „Herrgott, sakra, das habe ich ganz vergessen! Dort wohnt doch ein Jude, er ist Bankdirektor oder so was Ähnliches. Verdammte Geschichte, jetzt sehe

ich klar! Vrzal, ich glaube, wir befinden uns auf der richtigen Spur."

„Ich möchte mir die Speisekammer ansehen", sagte der Oberstleutnant ausweichend.

„Dann komm. Hier, hier durch." Der Oberst führte ihn beflissen. „Hier auf dem ersten Regal stand die Dose. — Marie", rief der Oberst laut, „hier gibt es nichts zu sehen! Gehen Sie an Ihre Arbeit."

Der Oberstleutnant zog Handschuhe über und schwang sich auf das ziemlich hoch gelegene Kammerfenster. „Mit einem Stemmeisen aufgebrochen", stellte er fest. „Der Fensterrahmen ist aus weichem Holz, den kann jedes Kind entzweispalten."

„Unerhört", tadelte der Oberst, „so schlechtes Material zu liefern."

Draußen vor dem vergitterten Tor standen zwei Soldaten.

„Ist das Militärpolizei?" fragte der Oberstleutnant Vrzal. „Geht in Ordnung. Ich sehe mir's noch von draußen an. Herr Oberst, ich möchte dir empfehlen, bis zu einem eventuellen Befehl das Haus nicht zu verlassen."

„Das versteht sich von selbst", erklärte der Oberst. „Und warum eigentlich?"

„Damit du zur Disposition stehst, falls man dich ... Die beiden Soldaten bleiben übrigens hier."

Der Oberst hielt den Atem an und schluckte etwas hinunter. „Ich verstehe. Willst du nicht einen Kaffee? Meine Frau könnte uns einen kochen".

„Jetzt ist wohl nicht die richtige Zeit dazu", sagte der Oberstleutnant trocken. „Über den gestohlenen Akt zu keinem ein Wort; höchstens wenn ... wenn man dich ruft. Und noch etwas: Der Hausangestellten erzähle, man hätte einige Konserven gestohlen, sonst nichts."

„Aber", rief der Oberst verzweifelt, „du wirst den Akt doch finden, was?"

„Ich werde mein möglichstes tun", antwortete der Oberstleutnant und schlug die Hacken zusammen.

An diesem Morgen hockte Oberst Hampl wie ein Häufchen Unglück herum. Von Zeit zu Zeit hatte er die Vorstellung, wie ihn zwei Offiziere verhafteten; dann versuchte er sich wieder auszumalen, wie wohl der Oberstleutnant Vrzal den gesamten geheimen Apparat des militärischen Nachrichtendienstes in Bewegung setzen würde. Und er stellte sich die alarmierende Unruhe im Generalstab vor, wobei er stöhnte.

„Karli", fragte zum zwanzigsten Mal seine Frau (nachdem sie vorsichtshalber seinen Revolver in den Koffer der Hausangestellten verstaut hatte), „willst du nicht ein wenig essen?"

„Laß mich in Frieden, zum Teufel noch mal!" fuhr sie der Oberst an. „Ich glaube, der Jude von gegenüber hat es gesehen."

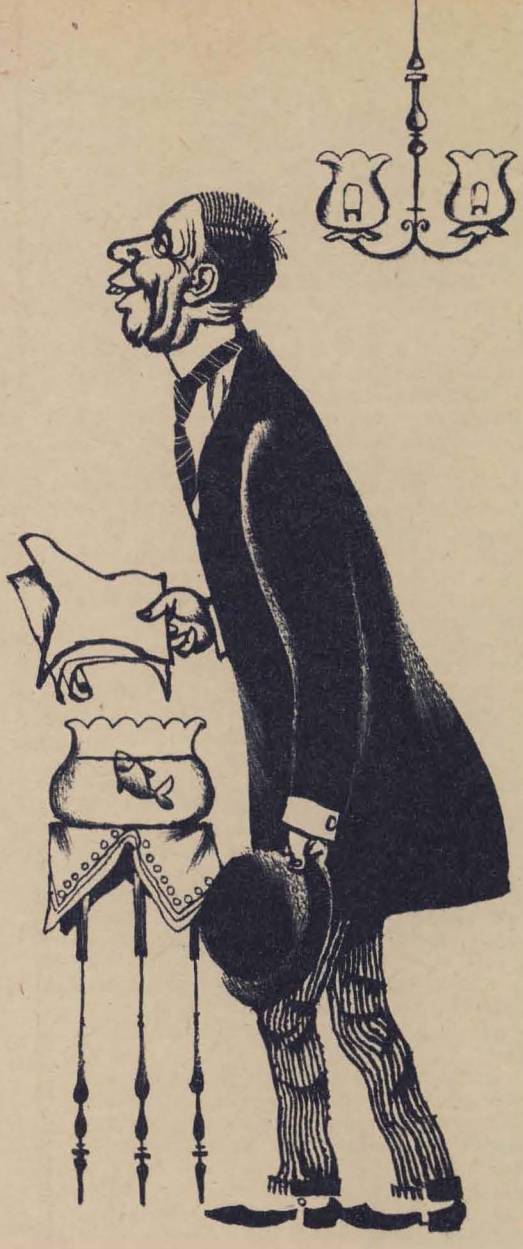
Die Frau seufzte nur und verschwand in die Küche, um zu weinen.

In dem Augenblick klingelte es draußen. Der Oberst erhob sich in seiner ganzen Größe, um die Offiziere, die zu seiner Verhaftung gekommen waren, in militärischer Haltung zu empfangen. (Welcher wird es wohl sein? dachte er bitter.) Statt der Offiziere trat ein rothaariges Männlein ein, den steifen Hut in der Hand, und grinste den Oberst mit Eichhörnchenzähnen an.

Illustrationen: Karl Fischer

„Ich komme vom Polizeikommissariat, mein Name ist Pištora."

„Und was wünschen Sie?" schrie ihn der Oberst an, wobei er unauffällig aus der militärischen Haltung in eine lässigere überging. „In Ihrer Speisekammer wurde eingebrochen, deshalb bin ich gekommen."



„Und was geht Sie das an?" fragte der Oberst.
„Aber", lächelte Herr Pištora, „das ist doch unser Rayon. Ihre Hausangestellte hat heute morgen beim Bäcker erzählt, daß Ihre Speisekammer erbrochen wurde, und da habe ich gleich dem Kommissar gesagt, ich werde mir den Fall näher besehen; oder soll ich nicht?"
„Die Sache ist kaum der Rede wert", brummte der Oberst.
„Man hat nur eine Dose mit Makkaroni entwendet. Lassen Sie die Sache laufen."
„Merkwürdig", meinte Herr Pištora, „daß sie nicht mehr gestohlen haben."
„Wirklich merkwürdig", setzte der Oberst ironisch hinzu. „Aber das geht Sie doch weiter nichts an."
„Wahrscheinlich wurden sie gestört", sagte Herr Pištora strahlend.
„Ich empfehle mich, mein Herr", schnitt ihm der Oberst das Wort ab.
„Bitte", sagte Herr Pištora, mißtrauisch geworden, „ich möchte mir vorher doch noch die Speisekammer ansehen."
Der Oberst wollte lospoltern, fügte sich jedoch in sein Schicksal. „Also kommen Sie", sagte er resigniert und führte das rothaarige Männlein zur Speisekammer.
Herr Pištora blickte sich in dem engen Raum um. „Na ja", sagte er freudig, „das Fenster ist mit einem Stemmeisen aufgebrochen, also war es der Sepp oder der Anderlik."
„Wie bitte?" fragte der Oberst scharf.
„Das hat der Sepp oder der Anderlik gedreht; doch der Sepp sitzt. Wäre das Fenster nur eingedrückt, könnten es Dunder, Alois, Novák, Hosička oder Klement gewesen sein. Aber ich glaube, es war der Anderlik."
„Wenn Sie sich nur nicht irren", spöttelte der Oberst.
„Sollte für Speisekammern ein Neuer dasein?" Herr Pištora wurde plötzlich ernst. „Wohl kaum. Der Mertl arbeitet zwar auch mit Stemmeisen, aber der steigt nie durch Kammerfenster ein, nie, der kriecht durch die Klosetts in die Wohnung und klaut nur Wäsche!" Herr Pištora zeigte grinsend seine Eichhörnchenzähne. „Na, ich nehme mir mal den Anderlik vor."
„Richten Sie ihm einen schönen Gruß aus", knurrte der Oberst.
Das ist ja unglaublich, dachte er, als er später seinen trüben Gedanken wieder nachhing, wie unfähig diese Polizei ist. Hätte sie wenigstens nach Spuren oder Fingerabdrücken gesucht — das wäre zu verstehen, darin läge Methode; aber eine Sache so dumm anzufassen! Wie sollte auch die Polizei an die internationale Spionage herankommen! Ich möchte nur wissen, was der Vrzal macht.
Der Oberst konnte der Versuchung nicht widerstehen und rief den Oberstleutnant Vrzal an; nach halbstündigem Toben bekam er Verbindung.
„Hallo", rief er honigsüß, „hier Hampl. Ich bitte dich, wie weit ist es denn ... Ich weiß, daß du nicht sprechen kannst, ich möchte nur ... Ich weiß, aber wenn du die Freundlichkeit hättest und mir sagen wolltest, ob es schon ... Mein Gott, noch immer nichts? — Ich weiß, es ist kein leichter Fall, aber ... einen Augenblick, Vrzal, ich bitte dich. Mir ist plötzlich eingefallen, daß ich aus eigenen Mitteln ... du verstehst mich, zehntausend für den Dieb. Mehr besitze ich nicht, aber du wirst verstehen, für so einen Dienst ... Ich weiß, aber rein privat ... Freilich ist das eine Privatangelegenheit, dienstlich geht das nicht. — Vielleicht ließe es sich unter den zivilen Detektiven aufteilen. Was? — Aber natürlich, du weißt von nichts; wenn du nur den Leuten zu verstehen

geben wolltest, daß Oberst Hampl bereit sei, zehntausend ... Na schön, dann soll es der Wachtmeister tun ... Ich bitte dich darum, Kamerad! – Also entschuldige. Danke!"

Dem Oberst wurde nach diesem Entschluß leichter ums Herz; es war ihm zumute, als hätte er selbst einen gewissen Anteil an der Verfolgung dieses verfluchten Spions. Er legte sich aufs Sofa, da ihn die Erregung müde gemacht hatte, und malte sich nun aus, wie hundert, zweihundert, dreihundert Männer (alle rothaarig und zähnebleckend wie Pištora) die Eisenbahnzüge durchsuchten, die Autos, die zur Grenze rasten, anhielten, an Straßenecken lauerten und mit den Worten hervorsprangen: „Im Namen des Gesetzes! Mitkommen und Maul halten!" Dann träumte ihm, er lege eine Prüfung in der Artillerie ab, er ächzte und stöhnte und erwachte schweißbedeckt, als jemand läutete.

Oberst Hampl sprang auf und suchte sich zu fassen. In der Tür erschienen die Eichhörnchenzähne des Herrn Pištora.

„Ich bin schon zurück", sagten die Zähne. „Er war es doch!"

„Wer?" versuchte der Oberst zu verstehen.

„Na, der Anderlik", wunderte sich Herr Pištora, daß er sogar vergaß, seine Zähne zu zeigen. „Wer denn sonst? Der Sepp sitzt doch in Pankraz."

„Was haben Sie denn fortwährend mit dem Anderlik?" regte sich der Oberst auf.

Herr Pištora riß erstaunt die Augen auf. „Nun, der hat doch die Dose aus Ihrer Speisekammer gestohlen", sagte er mit Nachdruck. „Auf dem Polizeikommissariat haben sie ihn schön ins Verhör genommen, ich ... Der Anderlik behauptet nämlich, in dieser Dose wären gar keine Makkaroni gewesen, sondern nur Papier! Sollte das stimmen?"

„Mensch", schrie der Oberst außer Atem, „wo haben Sie das Papier?"

„Bei mir in der Tasche", grinste Herr Pištora und zeigte sein Gebiß. „Wo habe ich es nur", murmelte er, in seinem Lüsterrock suchend, „aha ... Gehört das Ihnen?"

Der Oberst entriß ihm den wertvollen, zerknitterten Akt Nr. 139/VII, Abt. C. Seine Augen füllten sich mit Tränen. „Menschenskind", atmete er erleichtert auf, „ich könnte Ihnen wer weiß was dafür geben! Frau", rief er, „komm rasch! Das ist der Kommissar ... Herr Inspektor ... eh ..."

„Polizeiagent Pištora", sagte hocherfreut das Männlein und zeigte seine Zähne.

„Er hat den gestohlenen Akt gefunden", jubelte der Oberst: „Bitte, bring den Kognak und Gläser dazu. Herr Pištora, ich möchte ... Sie können sich nicht vorstellen ... also, damit Sie wissen ... Trinken Sie, Herr Pištora."

„Aber das ist doch nicht der Rede wert", grinste Pištora. „Ah, der hat's in sich! Ja, damit ich's nicht vergesse, die Dose liegt auf dem Kommissariat."

„Hol der Teufel die Dose", erwiderte der Oberst selig. „Aber verraten Sie uns, Herr Pištora, wie haben Sie nur den Akt so rasch gefunden? Auf Ihr Wohl, Herr Pištora!"

„Auf Ihr Spezielles!" sagte Pištora höflich. „Mein Gott, dabei ist doch nichts Besonderes. Wenn in einer Speisekammer eingebrochen wird, nehmen wir uns den Anderlik oder den Sepp unter die Lupe; der Sepp hat noch zwei Monate auf Pankraz abzusitzen. Wird auf dem Boden eingebrochen, ist es der Pisecký, der bucklige Tonder, der Kaner, Zima oder Houska."

„Aber, aber", wunderte sich der Oberst. „Und wenn es zum Beispiel ein Spionagefall wäre? Zum Wohl, Herr Pištora!"

„Danke sehr – Spionage, die kommt bei uns nicht vor. Aber Türdrücker aus Messing, dafür ist der Vinzenz oder der Pinkus, bei kupfernen Drähten ist es jetzt nur ein gewisser Toušek, sind es aber bleierne Röhren, kann es nur der Hanousek, Buchta oder Schlesinger sein. Mein Herr, da gehen wir ganz sicher. Geldschrankknacker, die haben wir aus der ganzen Republik. Es sind – hup! – siebenundzwanzig, aber sieben davon sitzen momentan."

„Das geschieht ihnen recht", meint der Oberst boshaft. „Herr Pištora, trinken Sie!"

„Ich danke", erwiderte dieser, „aber ich bin kein großer Trinker. Auf Ihr Wohl! Diese – hup! – diese Lumpen besitzen keine Intelligenz; jeder dreht nur ein Ding, und das so lange, bis man ihn wieder ins Kittchen steckt. Wie dieser Anderlik. ‚Aha', sagte er, sowie er mich erspäht hatte, ‚das ist der Pištora wegen der Speisekammer. Herr Pištora, das war diesmal doch gar nichts, in der Dose war doch nur Papier. Ich mußte ja verschwinden, noch bevor ich Fühlung nehmen konnte.' – ‚Dann komm, du Idiot, dafür schnappst du mindestens ein Jahr!' "

„Ein Jahr Gefängnis", sagte der Oberst voller Mitleid. „Ist das nicht zuviel?"

„Es ist schließlich ein Einbruch", entgegnete Pištora. „Nun muß ich gehen; ich habe nämlich noch ein Auslagefenster, das kann Klečka oder Rudl gewesen sein. Und wenn Sie wieder etwas brauchen sollten, melden Sie es auf dem Kommissariat. Es genügt, nach Herrn Pištora zu fragen."

„Ich bitte", sagte der Oberst, „wenn Sie – hm – für den Dienst ... Dieses Papier ist nämlich ... nichts Besonderes, aber ... ich möchte es nicht gern missen, verstehen Sie? Also, wenn Sie dafür ...", sagte er rasch und übergab Herrn Pištora eine Fünfzigkronennote.

Herr Pištora erstarrte vor Überraschung und vor Rührung. „Das war doch nicht nötig", sagte er und ließ den Geldschein rasch in seiner Tasche verschwinden. „Das war doch wirklich nicht nötig. Ich danke verbindlichst, mein Herr, und wie gesagt, wenn Sie wieder etwas brauchen sollten ..."

„Ich habe ihm fünfzig Kronen gegeben", sagte der Oberst Hampl zu seiner Gattin in gönnerhaftem Ton. „Schließlich hätten für so einen Tölpel auch zwanzig Kronen genügt, aber ..."

Herr Oberst Hampl winkte großzügig ab. „Die Hauptsache, daß der Akt wieder da ist."

HARALDS größere LIEBE

Von Oberleutnant d. R. Heinz Jäschke

Schluß? Aus?
Wie ein Stein fielen Haralds Illusionen aus der Stratosphäre der Gedankenwelt eines Zwanzigjährigen auf den harten Boden der Wirklichkeit. Was ihn aus dem siebenten Himmel holte, war ein Brief von Eva mit dem Ultimatum:
„Ich warte nicht länger! Komm', oder es ist aus für immer!"
Unteroffizier Harald Arpert las noch einmal und noch einmal. Er konnte es nicht fassen. Hatte er sich eben noch gefreut, daß der Regen endlich aufgehört hatte, so nahm er jetzt gar nicht wahr, daß die Sonne den grauschwarzen Wolkenvorhang beiseite geschoben und ein warmes freundliches Lächeln aufgesetzt hatte. Während seine Gedanken fieberhaft kreisten, zerknüllten seine sehnigen Finger mechanisch das Papier, das für ihn eine Welt eingestürzt hatte und strichen es wieder glatt.
„Ist was?" Harald fuhr zusammen.
„Nein, nichts. Eva hat geschrieben."
„Und da machst du so ein Gesicht? Siehst ja ganz blaß aus!"
Jetzt erst merkte Harald, daß ihn einer der Flugzeugmechaniker musterte, und er erschrak vor sich selbst, als er zufällig in das offene Fenster des Aufenthaltsraumes im Abstellbereich der Flugzeuge sah. Seine sonst so frischen roten Wangen waren fahl und blutleer, sein Spiegelbild wie das eines Fremden. Er fuhr sich über die Stirn, als wolle er einen schlechten Traum wegwischen. Doch es nützte nichts. Der Traum war Wirklichkeit.
Du mußt dich entscheiden!
Was würden seine Arbeitskollegen sagen? Sein früherer Parteisekretär? Wie würden sie sich an seiner Stelle verhalten, wie handeln?
„Das Glück des einzelnen kann nicht von Dauer sein, wenn die Gesellschaft nicht von Glück erfüllt ist. Sich dafür einzusetzen, ist das wahre Glück." So hatte ihm damals einer gesagt. Damals ...
Den blonden großen Jungen trug die Welle der Erinnerung zurück in seine Heimatstadt Jena.

●

Angefangen hat es mit einer Aussprache in der Lehrwerkstatt des VEB Carl Zeiss. Unter den Lehrlingen, die sich mit ihren Lehrmeistern und einem Genossen vom Wehrkreiskommando zusammengefunden haben, sitzt auch der angehende Werkzeugmacher Harald Arpert.
„... Waffengattung nach Wunsch ... Verbundenheit mit dem Beruf ... mehr Geld ... später günstigere Studienmöglichkeiten ... höheres Stipendium ..."
Der hübsche blonde Junge hört aufmerksam zu. Soldat mußt du sowieso werden. Da kommst du nicht herum. Aber 18 Monate oder 36, das ist doch ein Unterschied! Und trotzdem, du kannst dich fachlich weiterbilden, kommst zur Technik, wenn du willst. Freilich, das möchte er schon. Aber dennoch – Soldat sein ...?
Harald sieht sich schon auf einem Flugplatz. Er sieht, wie sich eine MiG nach der anderen in rasender Fahrt von der Piste abhebt und pfeilschnell in den Himmel stößt. Und unten steht er, stolz auf dieses imposante Bild. Stolzer vielleicht noch als die Piloten; denn er wäre für die Wartung und Pflege der Maschinen verantwortlich ...
„Und was ist mit dir?"
Harald fährt zusammen. Er ist verlegen, weil er zuletzt nicht mehr zugehört hatte.
„Mit mir?" Er macht eine kleine Pause. „Ich gehe auf drei Jahre."

●

Eines Tages beeilt sich Harald, nach Hause zu kommen. Mutter hat Geburtstag, er will ihr eine Überraschung bereiten. Doch dann ist er plötzlich der Überraschte. Sie hält eine blaue Karte in der Hand.
„Erfassung ... Wehrkreiskommando ... 3. Januar 1966 ...", liest Harald.
Die Mutter lächelt, etwas wehmütig, scheint es ihm. Nun ist er schon ein Mann! Wie doch die Zeit vergeht! Harald indes schluckt.
Monate sind vergangen seit jenem Gespräch in der Lehrwerkstatt. Er glaubt inzwischen, daß man ihn nicht mehr nehmen will, wegen seiner vielen Verwandten im Ausland. Und er wäre gar nicht einmal böse. Sein Wunsch, die Technik kennenzulernen und sich an ihr zu qualifizieren, das ist die eine, die Sonnenseite seiner Gedanken; die andere ist ausgefüllt mit vielen Fragezeichen. Trotz allem würde er doch Soldat werden. Exerzieren, Gefechtsdienst, viel Sport – alles Dinge, für die er sich partout nicht begeistern kann. Statt sich sportlich aktiv zu betätigen, hat

er bisher lieber einen stillen Weiher gesucht und die Angel reingehalten.
Vielleicht wäre es besser gewesen, du hättest so getan als seist du noch am Überlegen und hättest die Tür hinter dir zugemacht? Von einigen anderen hatte er bei der Aussprache jedenfalls den Eindruck, daß sie auf diese Tour reisten. Doch das hätte er bestimmt nicht fertig gebracht! Hinter seinem offenen Gesicht verbirgt sich kein Schleicher. Was er damals sagte, war ehrlich gemeint. Schließlich war ihm ja der Mund auch ganz schön wäßrig gemacht worden . . .

●

Anfang Februar 1968. Den Mantelkragen hochgeschlagen, die Hände in die Taschen vergraben, betritt der frischgebackene Werkzeugmacher Harald Arpert das Musterungslokal. Ihn fröstelt's, dabei ist nur dem Kalenderblatt zu entnehmen, daß Winter ist.
Wohin werden sie dich stecken, fragt er sich und liest noch einmal die Daten auf seinem Personalausweis: Augenfarbe – graugrün, besondere Kennzeichen – keine.
Wenig später weiß er, wohin es geht: Nach Kamenz auf die Unteroffiziersschule. Weit weg von zu Hause. Unteroffizier Arpert – wie das klingt! Ihm kommt es etwas komisch vor. Ein anderer würde sich vielleicht darüber freuen. Harald aber ist nicht begeistert. Er ist sich heute selbst nicht gut.
Unschlüssig verharrt er eine Weile und geht dann verhaltenen Schrittes weiter. Eva ist jetzt sowieso noch nicht zu Hause. Ein steifer Grog wäre jetzt genau das richtige. Geh' schon! befiehlt er sich, vielleicht sieht dann alles anders aus.
Doch so schön heiß der Grog auch ist, er schmeckt ihm nicht. Harald hat nur zweimal daran genippt, dann gibt er schon zu verstehen, daß er zahlen will. Sein Stimmungsbarometer steht immer noch auf Tief.
Auf einmal wird ihm eiskalt. Entsetzt und ungläubig starrt er in sein leeres Portemonnaie. Das Geld ist weg! Hundertachtzig Mark!
Das haben sie dir geklaut! Klar, im Umkleideraum bei der Musterung. Strolche, Banditen . . . ! Harald ist außer sich. Mit sowas soll er nun zur Armee! Feine Kameraden!
An sich sehr ruhig und immer darauf aus, keinen Streit zu provozieren, ist jetzt mit ihm alles andere als gut Kirschen essen. Zwar hat er wenige Tage später sein Geld auf Heller und Pfennig wieder, doch so schnell kann er die Geschichte nicht vergessen. Ein schwarzes Schaf in einer weißen Herde soll es vielerorts geben, versucht er darüber hinweg zu kommen.

●

Als Harald Arpert in Kamenz das Rechtsum und Linksum eingetrichtert wird, so faßt er das jedenfalls auf, verwindet er das einigermaßen. Die Ausbilder haben an ihm nichts sonderlich auszusetzen. Er ist ruhig, besonnen und diszipliniert, ja, zuweilen sogar überaus dienstbeflissen.

Tischdienst zum Beispiel macht er stets freiwillig und bekommt bald sogar ein Abonnement dafür. Das ist ihm lieber als der Frühsport, von dem er sich dadurch fortan drücken kann. Einmal hat das auch ein Ende, tröstet er sich.
Das Ende kommt. Allerdings etwas anders, wie es sich Harald vorgestellt hat . . .
Harald hat schon einige Kilometer in den Beinen. Am Anfang sah er noch ab und zu auf die Kilometersteine am Weg, jetzt nimmt er davon jedoch keine Notiz mehr. Er wischt sich auch nicht mehr die Schweißperlen von der Stirn, die wie kleine Tränenbäche über seine feuerroten Wangen laufen. Es hat sowieso keinen Zweck, denn die kleinen Rinnsale brechen immer wieder hervor. Der rechte Hacken scheuert auch schon eine ganze Weile bei jedem Schritt, und die MPi wird mit jedem Kilometer schwerer.
Harald Arpert blickt weder nach links noch nach rechts. Er marschiert, rein mechanisch.
Wie lang sind bloß zwanzig Kilometer? Wie konntest du Ochse dich bloß für drei Jahre ver-

pflichten? Technisches Personal, stößt es ihm erbittert auf, und solche langen Märsche in voller Montur! Auf zweiundzwanzig Grad hat die Maisonne das Thermometer klettern lassen – Harald kommen sie vor wie zweiundvierzig. Hätte er gestern gewußt, was ihm heute bevorsteht, und wäre ihm gesagt worden, er könne wieder nach Hause gehen – er hätte vor Freude einen Luftsprung vollführt.

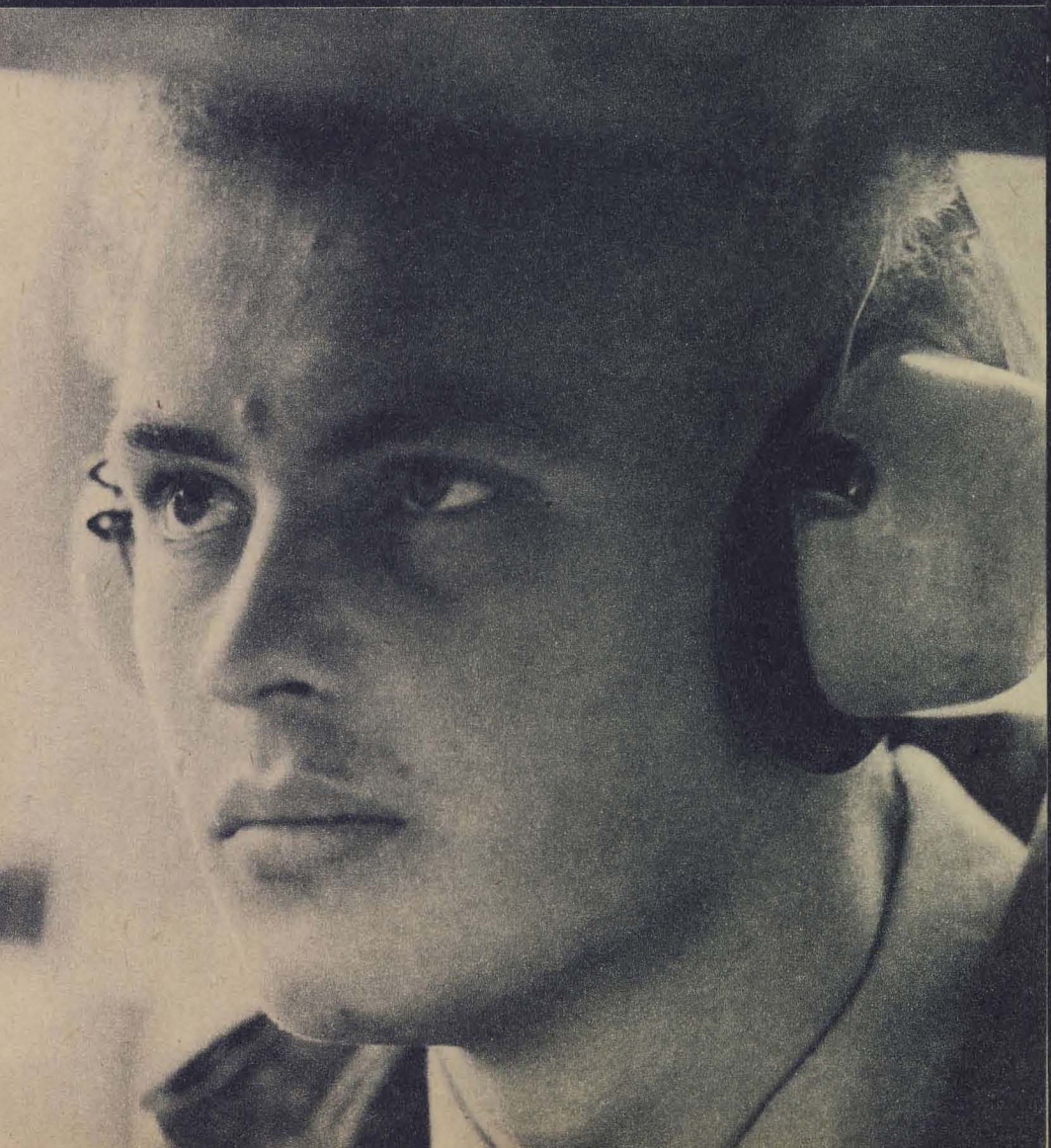
„Gas!" reißt es Harald aus seinen Gedanken. Das auch noch! Die machen dir's aber gründlich! Eine gute Stunde vermessen sie nun schon die staubige Landstraße. Wie eine Herde Elefanten – so hatte er es empfunden, als ihm vor Jahren ein Trupp Soldaten mit dem „Schnüffelsack" begegnete. Fehlt nur noch, daß wir singen müssen!

Ärgerlich hadert Harald mit seinem Schicksal, als ihm der Zugführer noch eine zweite MPi überhängt. Klaus kann nicht mehr. In Harald begehrt es erneut auf. Wieso gerade er und nicht der „Spitzensportler"? So bezeichnet er im Stillen den Unteroffiziersschüler Precher, der im Sport stets mit der Beste ist. Und warum nicht der dicke Uhrig vor ihm? Die beiden marschieren doch wie aufgezogen!

„Zeigen Sie, daß Sie Genosse sind!" unterbricht der Offizier Haralds Gedanken. Mehr sagt er nicht. Für Harald reicht das, auf dem ganzen weiteren Weg darüber nachzudenken. Weil ich Kandidat bin? Habe ich deshalb mehr Kraft, mehr Ausdauer?

Die Mutter kommt ihm wieder ein. Er sieht sie lächeln, als sie ihm den Erfassungsbescheid in die Hand drückt. Sie ist stolz auf ihn. Harald schämt sich auf einmal. Was würde sie von ihm halten, wenn sie erführe, daß er schlapp machte? Und Vater erst?

„Denken Sie immer daran, daß wir Ihnen einen schlechten Gefallen erweisen, wenn wir Sie nicht hart fordern. Wir stehen einem brutalen und grausamen Feind gegenüber. Ihn stets in seinen Schranken zu halten, das erfordert von jedem Soldaten der NVA ein Höchstmaß an Disziplin



und Härte gegen sich selbst, hohe Einsatzbereitschaft und Fertigkeiten bei der Meisterung des Waffenhandwerks."

Am Beginn der Ausbildung, als der Kommandeur das sagte, hatte Harald diese Worte etwa so aufgenommen wie die des Lehrers in der Schule, wenn er die Klasse nach einer nicht gerade rosigen Klassenarbeit ins Gebet genommen hatte. Das sagen sie immer, meinte Harald damals dazu. Jetzt aber begreift er, was damit gemeint ist. Auch sein APO-Sekretär bei Zeiss hatte bei der Verabschiedung zur Armee, als er Harald gleichzeitig die Kandidatenkarte überreichte zu ihm gesagt:

„Wir erwarten von dir, daß du als Genosse bei der Armee jederzeit Vorbild bist!"

Das also ist darunter zu verstehen! Harald Arpert beißt die Zähne zusammen. Verstohlen blickt er sich um. Keiner hat's gemerkt, daß er die Schnauze gestrichen voll hatte.

Also weiter, durchhalten!

Der Marsch ist zu Ende. Harald Arpert hat die Püfung bestanden. In erster Instanz vor sich selbst.

●

Harald Arpert zählt jetzt nicht mehr die Tage. Die Ausbildung an der Schule geht zu Ende. Er hat sich gut eingelebt. Der Umgang mit der Technik macht ihm großen Spaß. Gut und gerne würde er es noch ein Weilchen auf der Schule aushalten. Doch nun, frischgebackener Unteroffizier, wird er zu einer Jagdfliegereinheit nahe der Oder-Neiße-Friedensgrenze versetzt.

Voller Vorfreude und Tatendrang auf seine künftige Tätigkeit platzt der Ballon seiner Illusionen wie eine bunt schillernde Seifenblase, als er in der Dienststelle eintrifft. Schon auf dem Weg hierher nisteten sich bei ihm Bedenken ein. Wo bist du da nur hingeraten? Ringsum nur Sand, Nadelwald und Baracken! Aber Ausnahmen bestätigen die Regel, sagt man. Und das Sprichwort, der erste Eindruck sei der beste, erweist sich als eine Ausnahme.

Harald Arpert gefällt es in dieser gottverlassenen Gegend bald sehr gut. Einmal bewirkt das seine Arbeit, in der er nun voll aufgeht, zum anderen auch die Erkenntnis, daß militärische Objekte dem Klassenfeind nicht auf dem Präsentierteller dargeboten werden dürfen. Der räuberische Überfall Israels auf die arabischen Staaten lehrte auch uns.

Tage, Wochen vergehen. Es ist Mai 1969. Ein Wetter, daß den Piloten das Herz im Leibe lacht.

Zeitig ist für den zwanzigjährigen Unteroffizier aus Jena der Tag angebrochen. Um 3.30 Uhr hatte der Wecker geklingelt, und seit dreiviertelfünf versieht Harald seinen verantwortungsvollen Dienst als Flugzeugwart. Bis zu zwanzig Stunden dehnt sich mitunter sein Arbeitstag aus.

So, das wär's wieder mal! Harald schließt das Kabinendach seines Falken und hebt die rechte Hand. Maschine flugfertig, heißt das. Der Winker hebt die rote Fahne. Harald entfernt die Bremsklötze. Als der „Verkehrspolizist" das Zeichen gibt, schiebt der Pilot den Drosselhebel langsam nach vorn. Das Triebwerk der MiG brüllt auf. Harald haut mit der Hand nochmal auf die Tragfläche. Der Pilot winkt ihm zurück. Immer lauter werdend, setzt sich der Silbervogel langsam in Bewegung, rollt zur Startbahn.

Augenblicke später verrät nur noch ein immer kleiner werdender Punkt am Horizont, daß Harald wieder ganze Arbeit geleistet hat.

●

Dem technischen Personal fehlen Leute, solche wie Harald Arpert. Der macht unverdrossen seinen Dienst. Auf sechs Belobigungen vor der Front und einige Geldprämien hat er es schon gebracht, auch auf Bücherschecks kann er verweisen. Vieles geht bei ihm wie von allein. Er hat zwei goldene Hände. Was er anpackt, das klappt. Und gerade da passiert es:

„Unteroffizier Arpert hat vergessen, den Hydraulikverschluß ordnungsgemäß zu schließen", heißt es in der Meldung, die der Kettenwart, Stabsfeldwebel Hackemesser, dem Vorgesetzten macht. Es fällt ihm nicht leicht. Der blonde Junge ist ihm ans Herz gewachsen Alle können ihn gut leiden. Auch bei den anderen Warten genießt Harald Achtung und Vertrauen, weil er auch schnell einmal zupackt, wenn es bei dem einen oder anderen mal nicht klappen will.

Vielleicht sind wir auch Schuld daran, überlegt der Stabsfeldwebel. Ähnliche Gedanken kommen seinem Vorgesetzten. Vielleicht hätten sie sich mal ein Lob verkneifen sollen . . .

Am wenigsten schmeckt Harald die Geschichte. Du hast nachgelassen, warst zu selbstsicher, sagt er sich. Ein Glück, daß dir das nicht beim Schmierstoff passierte. Das Triebwerk wäre garantiert beim Probelauf im Eimer gewesen.

Harald braucht einige Zeit, bis er seinen Patzer überwunden hat. Er krept ihn immer wieder, sobald er daran denkt. Wenn das im Ernstfall passiert wäre, wo Sekunden entscheiden können . . . Bei einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen der NATO und den sozialistischen Ländern Europas wären die USA „bereit, einen Atomkrieg zu riskieren", hatte erst vor wenigen Monaten der damalige US-Kriegsminister Clifford erklärt.

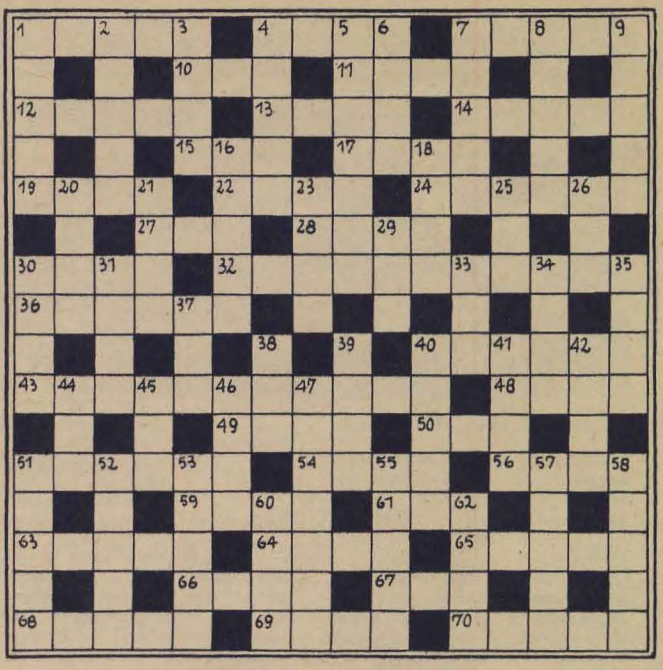
Nun erst recht, sagt sich Harald, als er davon hört. Was wir brauchen, ist Sicherheit vor diesen Leuten. Sicherheit brauchen vor allem auch die Piloten, deren Maschinen wir warten, damit sie unser aller Sicherheit garantieren können. Sie sollen sich verrechnet haben, die Herren im Pentagon und in Bonn.

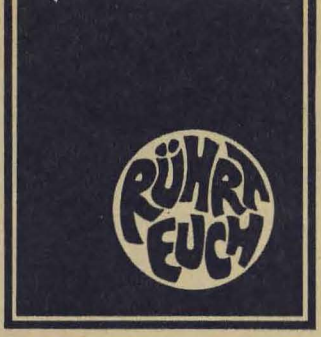
Am nächsten Tag meldet sich Unteroffizier Arpert bei seinem Vorgesetzten:

„Ich verpflichte mich, Berufssoldat zu werden!"

Kurz danach kommt der Brief von Eva. Harald hat große Mühe, den Inhalt zu verdauen. Doch im Grunde hat er sich bereits entschieden. Wochen später meint er über den Brief:

„Sie hat mich eben nicht geliebt! Sonst hätte sie verstanden, daß es für einen Soldaten noch eine andere Liebe gibt."





KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Tiroler Freiheitsheld, 4. Fruchtsaft, 7. Ortungsverfahren, 10. weibl. Vorname, 11. Gesetzbuch, 12. estn. Hafenstadt, 13. Nebenfluß des Rheins, 14. russ. revolut. Dichter und Denker von Weltruf, 15. poln. Luftfahrtgesellschaft, 17. europäischer Staat (Landessprache), 19. Furchenegge, 22. großer Raum, 24. Mitbegründer des wissenschaftlichen Sozialismus, 27. griech. Buchstabe, 28. Laubbaum, 30. Gesangsstück, 32. optisches Spielzeug, 36. Fluß in Mittelsibirien, 40. Staat der Ind. Union, 43. Teil des Sturmgepäcks, 48. Blutgefäß, 49. Staat in Vorderasien, 50. Waffenfarbe, 51. erster Oberbürgermeister 1945 in Berlin, 54. ASK-Ringer, 56. Staatshaushalt, 59. Nebenfluß der Donau, 61. poln. Halbinsel, 63. Motorsportler des ASK Leipzig, 64. Teil des Weinstocks, 65. Himmelsrichtung, 66. griech. Küstenlandschaft, 67. Internat. Hilferuf, 68. Schwimmart, 69. Nadelbaum, 70. histor. Londoner Bauwerk.

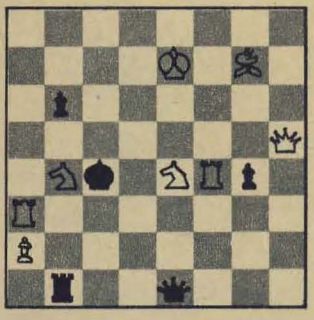
Senkrecht: 1. asiat. Hauptstadt, 2. Teil des Fußes, 3. altspan. Münze, 4. Mittelmeerinsel, 5. Glöckchen, 6. Rufname der Funkwagen der Berliner VP, 7. Niederschlag, 8. Trokkenvorrichtung, 9. Stadt in Nordfrankreich, 16. Stadt in Japan, 18. Autor des Buches „10 Tage, die die Welt erschütterten", 20. russ.-sowj. Schriftsteller, 21. Geliebte des Zeus, 23. Festsaal, 25. Brennstoff, 26. männl. Vorname, 29. sowj. Jagdflugzeug, 30. Teil der Handfeuerwaffen, 31. Saugwurm, 33. feierl. Gedicht, 34. Kurierfahrzeug, 35. Einheit bei den Luftstreitkräften, 37. marokk. Gebirgsland, 38. Ausschank, 39. Strafstoß beim Fußballspiel, 40. Beleuchtungskörper, 41. Teilbetrag, 42. Strom in Sibirien, 44. Stadt in Holland, 45. Fluß in der südl. europ. UdSSR, 46. europ. Währung, 47. größter Fluß Südafrikas, 51. Fußballspieler des FCV, 52. namhafter deutscher Lit.-Kritiker, 53. deutscher Film- und Theaterregisseur, 55. Lehrsatz, 57. sowj. Kosmonaut, 58. Sänger, 60. kunstvolles Gesangsstück, 62. chem. Kampfstoff.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – ar – ber – chan – cho – den – dung – e – e – er – furt – ga – gar – gi – gie – lb – jew – ko – la – la – le – lot – ma – ma – mansk – ment – mur – ni – ni – nö – ok – or – re – rie – schert – sen – son – stra – sturm – ten – tli – to – trum – ver – xan – zen – zin – zos sind Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen den Namen der Hochschule des Generalstabes der Revolutionären Streitkräfte Kubas.

1. Truppenstandort, 2. Goldmedaillengewinner der NVA in Tokio, 3. sowj. Kosmonaut, 4. Bezirk der DDR, 5. militär. Einheit, 6. Hafenstadt im Wolgadelta, 7. bestimmte Pulvermenge, 8. nördlichste Großstadt der Erde, 9. Waffengattung, 10. alte rhein. Stadt, 11. norweg. Dramatiker, 12. Patronenkammer bei Handfeuerwaffen, 13. Auszeichnung, 14. griech. Volksheld, 15. Name eines Manövers der Warschauer Vertragsstaaten, 16. Truppenübung, 17. Wassertiefenmeßgerät, 18. Mittelpunkt.

SCHACH



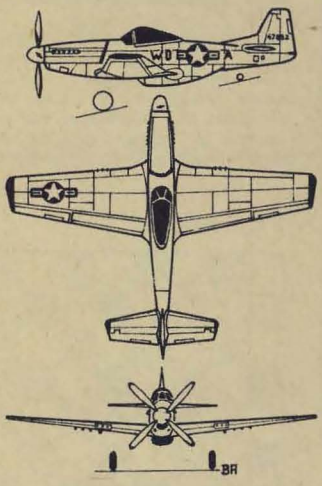
Matt in zwei Zügen
(M. Adobascheff)

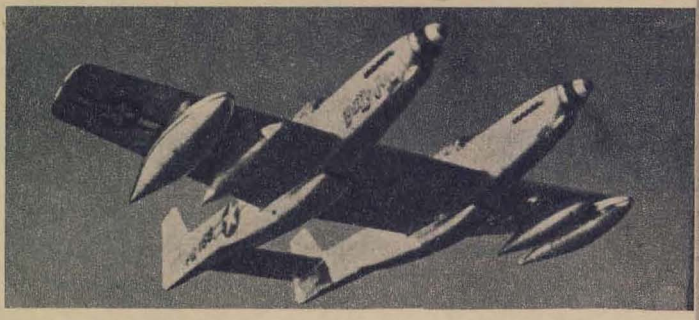
Auflösungen aus Heft 1

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 3. Trupp, 8. Salami, 9. Fender, 10. Gemse, 13. Kreisel, 16. Trommel, 20. Air, 21. Url, 22. Ode, 23. uni, 24. Fee, 25. Tor, 27. Los, 28. Eta, 30. Terme, 32. Tat, 34. Osaka, 35. Regel, 36. Ems, 37. Leder, 40. Rit, 42. Uhu, 44. Ger, 45. Emu, 46. Dan, 48. Tee, 50. Bad, 52. neu, 54. England, 56. Steiger, 58. Kegel, 60. Edirne, 61. Algier, 62. Limes. – **Senkrecht:** 1. Capri, 2. Bari, 3. Tiger, 4. Ulm, 5. Pferd, 6. Gnom, 7. Degen, 11. Elite, 12. Storm, 13. Kate, 14. Erfassung, 15. Sue, 17. Oel, 18. Musterung, 19. List, 26. Orade, 29. Tom, 30. Tal, 31. Err, 33. All, 36. Erde, 38. Egede, 39. Erbse, 41. Flur, 43. Uta, 45. Ede, 47. Anode, 49. Enkel, 51. Atlas, 53. Eeden, 55. Lore, 57. Inge, 59. Gum.

SCHACH. 1. Tdd5! droht 2. Dg3 matt. 1. . . . Tb6; 2. Tc4! und 1. . . . Tb7; 2. Td4! matt sind zwei glänzende Fesselungsspiele mit vollständigem Halbfesselungseffekt und Mattdifferenzierung durch vermiedene Linienöffnung.

North American P-51 „Mustang" (USA)



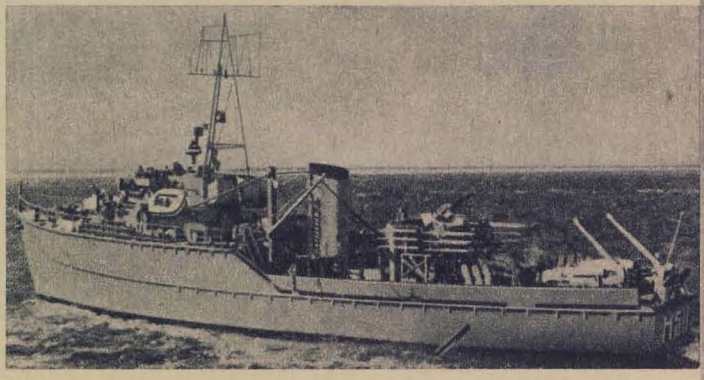


Taktisch-technische Daten:

Spannweite	11,29 m (15,62 m)
Länge	10,16 m (11,89 m)
Höhe	3,83 m
Startmasse	3 832···5 214 kg (9 072 kg)
Höchstgeschwindigk.	740 km/h (765 km/h)
Steigleistung	32,5 m/s (26,8 m/s)
Gipfelhöhe	12 800 m (13 700 m)
Reichweite	3 200 km (4 830 km)
Triebwerk	1 Kolbenmotor V 1650 Merlin (2 Motore gleichen Typs)
Bewaffnung	6 MG 12,7 mm; 10 Raketen 127 mm oder 2 × 450 kg Bomben
Besatzung	1 Mann (2 Mann)

Die „Mustang" war eines der amerikanischen Hochleistungsjagdflugzeuge des zweiten Weltkrieges (Skizze) und wurde noch im Koreakrieg in Doppelausführung als P-82 „Twin Mustang" (Bild und Klammerwerte eingesetzt.

Küstenminensucher Typ Ton (Niederlande)

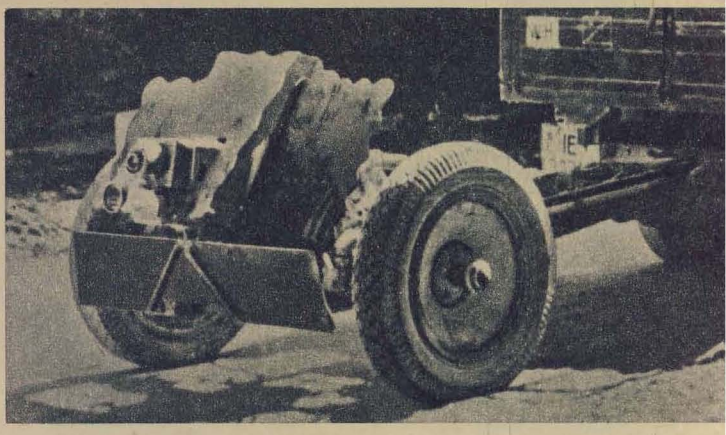


Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	373 ts
– maximal	417 ts
Länge	46,6 m
Breite	8,8 m
Tiefgang	2,3 m
Höchstgeschwindigk.	14···16 kn
Antriebsanlage	2 × Fyenoord-MAN-Werkspoor-Dieselmotore, 2 500 PS, 2 Schrauben
Bewaffnung	2 × 40-mm-Flak (Einzellaf.) Räumgeräte gegen Kontakt- und Fernzündungsminen

Die Küstenminensucher dieses Typs (38) sind britische Konstruktionen. Sie wurden auf niederländischen Werften gebaut und sind für Räumaufgaben in küstennahen Gewässern vorgesehen; sie können aber auch wegen ihrer Seetüchtigkeit in entfernten Seegebieten operieren.

Leichtes Infanteriegeschütz 18 (Deutschland)

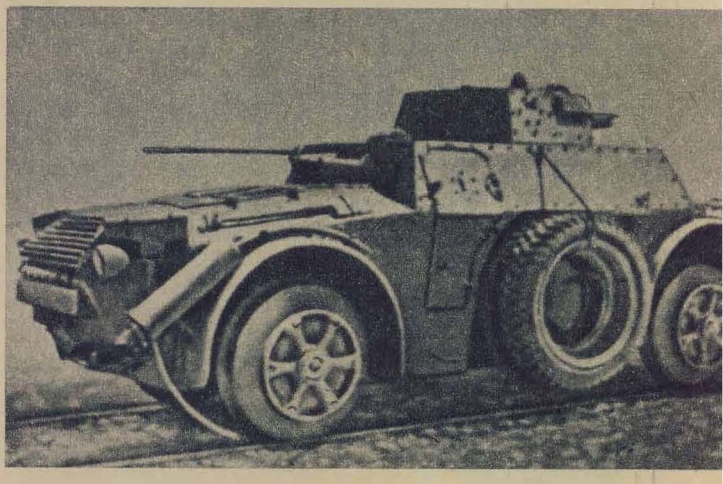


Taktisch-technische Daten:

Kaliber	75 mm
Masse (Marschlage)	400 kg
Masse d. Geschosses	3 kg
Anfangsgeschwindigk.	220 m/s
Schußweite	3 550 m
Kadenz	12 Schuß/min
Rohrlänge	885 mm
Höhe bei 0° Rohrerhöhung	1 200 mm
Richtbereich – Seite	11°
– Höhe	– 10° ··· + 75°

Das LIG 18 wurde 1927 entwickelt und war bis 1945 im Bestand der Infanteriedivisionen als Unterstützungswaffe. Wegen der 1927 gültigen Bestimmungen des Versailler Vertrages erhielt es als Neukonstruktion die Tarnbezeichnung 18. Eine Version war als Gebirgsgeschütz mit Spreizlafette ausgelegt. Sie hatte Holzspeichenräder (pferdebespannt).

Autoblinda AB 40/1940 (Italien)



Taktisch-technische Daten:

Masse	6,9 t
Länge	5 200 mm
Breite	1 920 mm
Höhe	2 440 mm
Höchstgeschwindigk.	85 km/h
Bodenfreiheit	350 mm
Kletterfähigk.	300 mm
Watfähigkeit	800 mm
Steigfähigkeit	40°
Panzerung	15 mm
Motor	Fiat, 80 PS (Benzin)
Bewaffnung	1 × 20-mm-Kanone; 2 MG, 8,0 mm
Besatzung	3 Mann

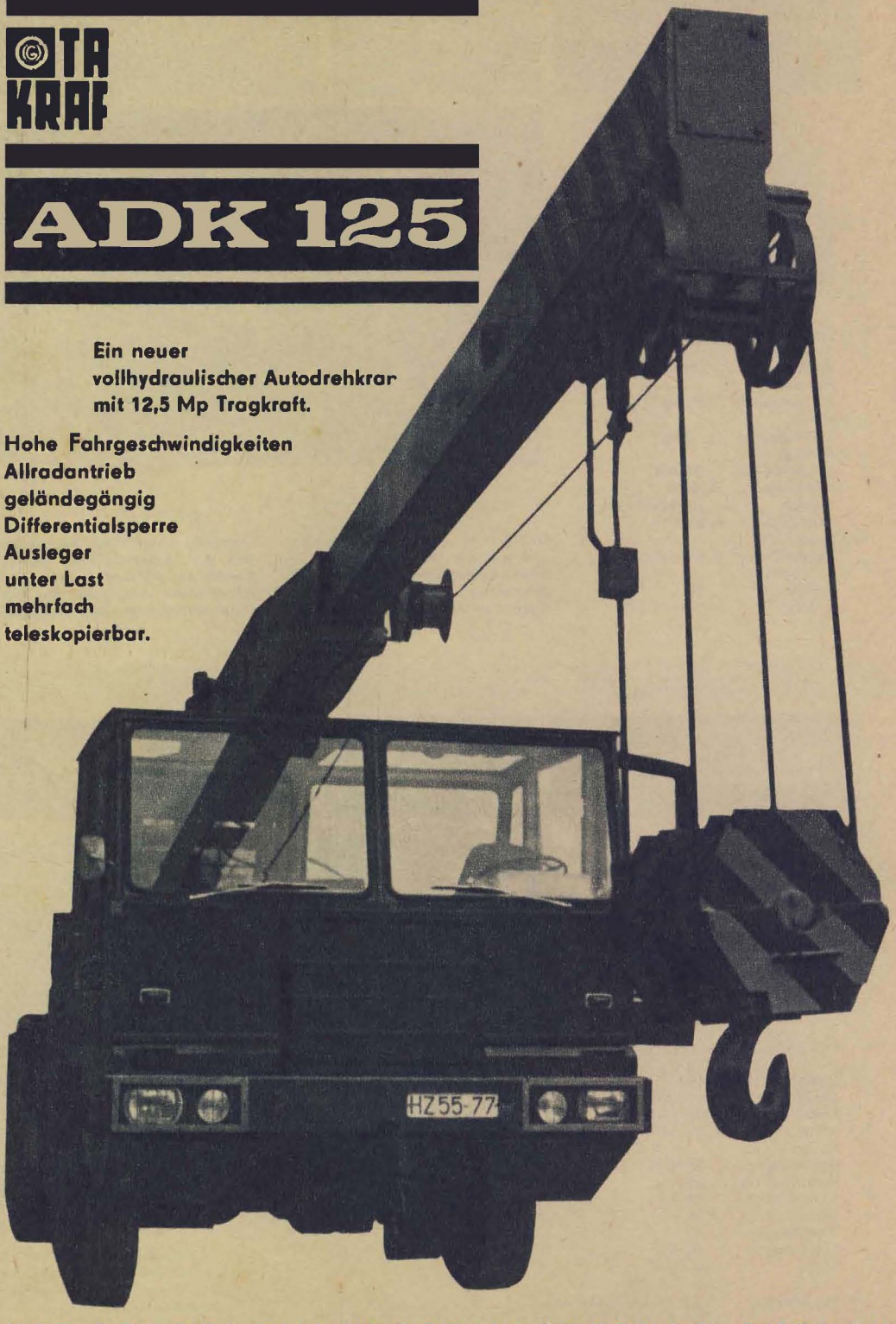
Das Fahrzeug wurde seit 1941 bei den Panzeraufklärungseinheiten verwendet. Einige Exemplare wurden, mit Eisenbahnfelgen (siehe Foto) versehen, als Panzerdraisinen eingesetzt.

TAKRAF

ADK 125

Ein neuer
vollhydraulischer Autodrehkrar
mit 12,5 Mp Tragkraft.

Hohe Fahrgeschwindigkeiten
Allradantrieb
geländegängig
Differentialsperre
Ausleger
unter Last
mehrfach
teleskopierbar.



VEB GEORGI DIMITROFF MAGDEBURG-BUCKAU

Der Entschluß

Fortsetzung von Seite 13

Prompt und härter, als ich wollte, konterte ich: „Es hat sich tatsächlich schon einer gefunden, ob er besser ist, bezweifle ich." Dabei war mir's gar nicht so forsch zumute, wie ich mich zeigte. Sie sah mich überrascht an, dann begann sie zu ahnen, daß ich ... Sie ist flott im Denken, meine Inge. Sie sah mich an, wie man einen Geistesgestörten ansieht und fragte: „Verstehe ich richtig?"

„Wahrscheinlich", sagte ich.

Darauf rückte sie ganz dicht an mich heran, faßte meine Hand, drückte sie, kam mit ihrem Gesicht dicht an meines. Ich hatte das Gefühl, daß die ganze „Moskau"-Besatzung plötzlich auf uns starrte, denn gar nicht mehr leise sagte sie: „Das kann doch nicht wahr sein."

„Hab' ich auch gedacht", sagte ich. „Als dein Brief kam, hab' ich das auch gedacht, ganz genau das." Ich wunderte mich selbst über die Kaltschnäuzigkeit, mit der ich das sagte. Aber ich habe so einen sechsten Sinn in solchen Situationen, so was wie Radar. Da finde ich meist ohne Zutun den richtigen Weg. Mein Radar zwang mich aber auch, nach diesem kühlen Kontern weicher und wärmer zu werden. So fügte ich, ehe sie etwas sagen konnte, hinzu: „Mein Grenzort braucht mich. Wenn du nicht zurückkommst, werde ich dort allein bleiben müssen, und das wird ganz schön hart werden für mich. Das Privatwäldchen ..."

Ein Weilchen haben wir noch im „Moskau" gesessen. Dann wurde es uns zu eng. Die Leute sahen nun tatsächlich auf uns, denn das Thema und unser Temperament machten es unmöglich, leise zu argumentieren. Also sind wir durch die Straßen gelaufen. Und am Ende sagte sie: „Ich versteh dich. Und recht hast du auch." Es fiel ihr sehr schwer, das zu sagen, wer sie kennt, weiß das. Und es wundert mich denn auch gar nicht, daß sie hinzufügte: „Aber verstehst du mich denn gar nicht?"

„Schwer", sagte ich. Und das fiel mir auch mächtig schwer, versteht sich.

Wir haben dann auch nicht mehr viel gesagt. Ich bin mit zu ihr gegangen, denn ich hatte noch ein paar Stunden Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges, und ich war verliebter als zuvor. Außerdem zwang mich mein Radar, so nicht wegzufahren. Bei ihr, versteht sich, haben wir nicht noch einmal angefangen mit der Diskussion. Wir haben uns gegenseitig den Mund zugehalten, einer mit dem Mund des anderen.

Ja, so war das. Und dann bin ich doch noch drei Züge später zurückgefahren, am nächsten Morgen, ohne den Urlaub zu überschreiten, versteht sich. Und dann kamen Briefe, viele Briefe, fast täglich, und beinahe täglich schrieb ich. Mir war sehr nach Schreiben, denn draußen wurde es herbstlich. Und mein Zugführer sagte: „Da war's ja wohl doch nicht umsonst!"

Ich war nicht so überzeugt wie er, wenn auch die Briefe schön waren, nur eben etwas herbstlich, so in Moll gewissermaßen, aber nicht kühl. Nein, das nicht, eher das Gegenteil.

Im Oktober wurde ich dann Lehrer in meinem Grenzort. Die Klasse kannte mich gut, und ich kannte sie. Die Korrespondenz mit Berlin wurde noch intensiver und umfangreicher, denn es gab ohne Krampf viel zu schreiben: Pädagogisches, Psychologisches, Methodisches. Aber die Lektion über „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", die schrieb ich nicht, wenn's mich auch mächtig juckte, das zu tun.

Die Kollegen waren alle sehr nett und um mich besorgt. In den ersten Winterferien war ich in Berlin, obwohl ich hatte konsequent sein wollen, denn eigentlich war sie dran. Und es war auch mal schön, vierzehn Tage lang keine Briefe zu schreiben. In den Frühjahrsferien hat sie sich dann revanchiert. Wie einst im Mai war es da. Und dann kamen die Sommerferien. Wir waren in Varna. Ein Zweibettzimmer, und ganz legal, keiner konnte mehr etwas daran finden. Denn da war unsere Wohnung im Grenzort schon eingeräumt, und unter den Schülern meiner Klasse hatten sich zwei Parteien gebildet: Die einen wollten weiterhin mich, die anderen wollten ihre alte Lehrerin wiederhaben.

Wichtige Neuerscheinung!

Luitpold Steidle

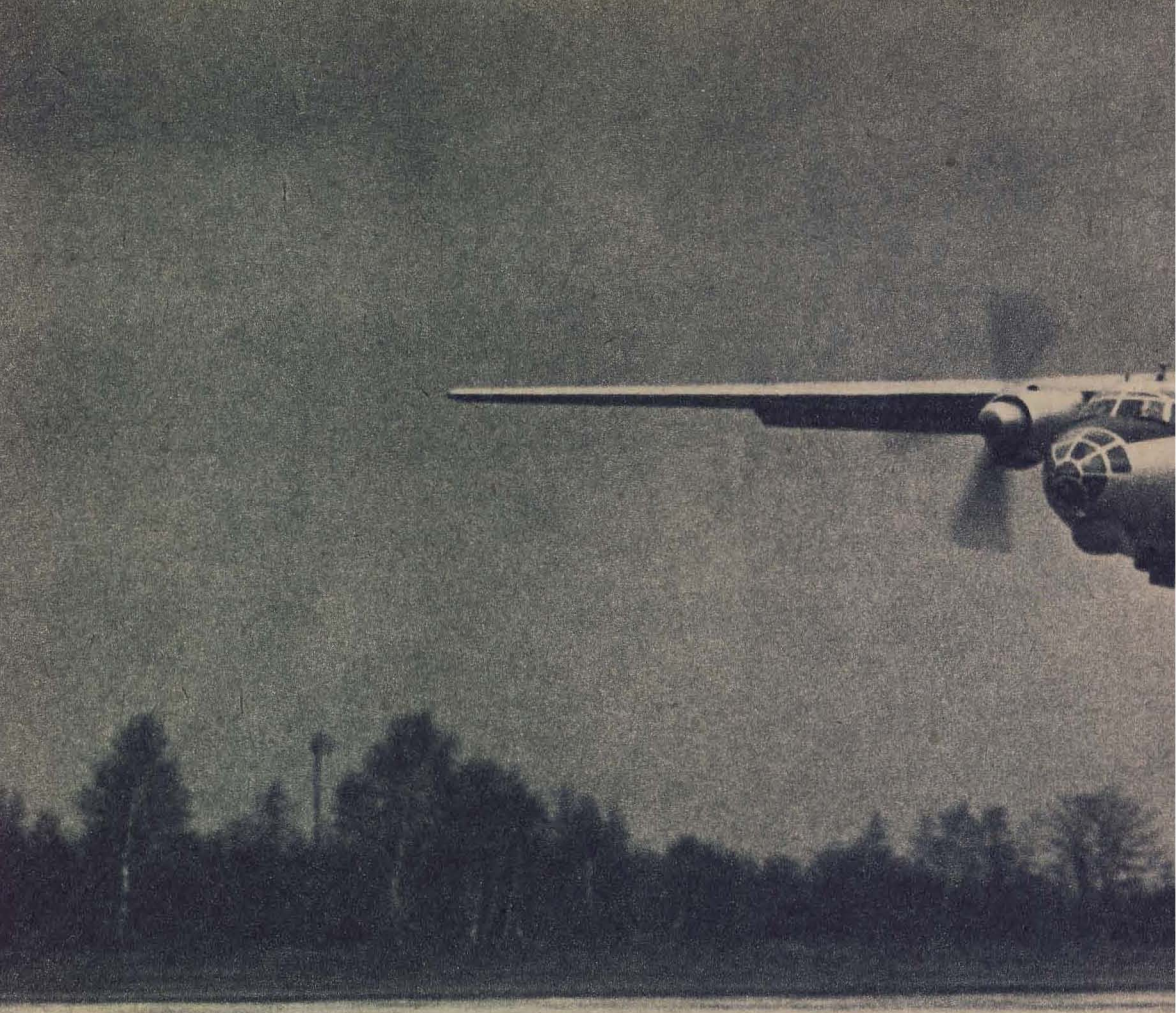
Entscheidung an der Wolga

520 Seiten, mit 42 Abbildungen, Leinen 14,20 M

Luitpold Steidle gehörte zu den stärksten Persönlichkeiten im Nationalkomitee „Freies Deutschland", das 1943 von deutschen Antifaschisten in der Sowjetunion gegründet wurde. Im Mittelpunkt seines Buches stehen der Untergang der Stalingrad-Armee und die nachfolgenden Jahre seiner Wandlung und Entscheidung.

Ihr Buchhändler erwartet Sie!

UNION VERLAG BERLIN



Flieger der Stafette

„Stafette zu Ehren des 100. Geburtstages Wladimir Iljitsch Lenins" heißt in der Sowjetarmee die gegenwärtige Etappe des sozialistischen Wettbewerbs. Was unsere Waffenbrüder bis April 1970 als „Stafettenstab" überbringen wollen, danach erkundigten sich Hauptmann Gerhard Berchert und Bildreporter Manfred Uhlenhut in einer in der DDR stationierten sowjetischen Transportfliegereinheit.

Stafettenläufer sind flinke Burschen, meist langbeinig und schlank. Major Lew Schachnow ist klein und untersetzt. Wenn man ihn neben seiner AN-8 stehen sieht, so möchte man kaum glauben, daß er diesen Riesenvogel in die Höhe zu zwingen vermag. Aber flink ist auch er. „Schachnow spricht nicht viel, aber er handelt schnell und entschlossen", so hatte ihn uns bereits der Politstellvertreter des Truppenteils charakterisiert. Als wir den fünfunddreißigjährigen Major nach den Stafettenzielen fragen, zuckt er die Schultern und meint zögernd: „Na ja, jetzt erwarten Sie vielleicht etwas ganz Besonderes, aber da muß ich Sie enttäuschen. Wir wollen

Ruhig und zielbewußt wie immer: Major Schachnow, der Kettenkommandeur

Artistische Einlage am „Haus mit Flügeln"? Nein, nur eine Kontrolle der Leitwerke. Dennoch, der Größenvergleich ist interessant.
Der Sprung in den Fahrradsattel (Bild rechts) ist kein Mißtrauensvotum gegen die Fliegerei; er verkürzt hier die Marschzeit zwischen Postenbereich und Wachlokal.
Bild unten: „Rein-Schiff" gehört nicht nur bei den Matrosen zum prosaischen Teil des Lebens.

einfach wieder ‚Beste' werden."
„Beste Besatzung?"
„Nein, Kette!"
Lew Schachnow führt nicht nur *seine* Maschine. Er ist zugleich Kommandeur einer Kette von insgesamt drei Transportflugzeugen AN-8. Und den begehrten Titel zu erkämpfen, dürfte doch wohl nicht so einfach sein, wie seine Worte zunächst erscheinen lassen.
„Sie sagten, sie wollen *wieder* ‚Beste' werden?" erkundigen wir uns und erfahren, daß seine Kette diesen Ehrentitel bis vor wenigen Monaten bereits trug. Siebzig Prozent aller Angehörigen des Kollektivs waren mit dem Bestenabzeichen, jede der drei Besatzungen als Kollektiv ausgezeichnet. Obwohl besondere Gründe zum Verlust des Titels geführt haben mögen? Der Major scheint uns die noch unausgesprochene Frage von den Gesichtern abzulesen.
„Inzwischen kamen neue

Soldaten", ergänzt er, „andere kehrten in die Heimat zurück; nun beginnen wir zum Teil wieder von vorn. Das ist ganz normal."
Zum Kollektiv der Kette gehören nicht nur die Piloten, Steuerleute, Bordtechniker und Funker, dazu gehört auch das Bodenpersonal. Bei ihm gab es die meisten Veränderungen, und so liegen vor allem dort zur Zeit die neuralgischen Punkte für Pünktlichkeit und Präzision im Flugdienst, für Disziplin und Ordnung, für die Festigkeit des Kollektivs.
Was für Probleme das mitunter mit sich bringen kann, davon weiß Genosse Schachnow ein Lied zu singen. „Beim letzten Mal bekamen wir einen Mechaniker", so erzählt er, „der durch irgendeinen Umstand nicht wie üblich von unserer Mechanikerschule, sondern direkt aus seinem Dorf gekommen war. Nur Achtklassenschüler; doch das war ja nicht das Schlimmste. Er war zudem noch schwerfällig und kam auch nicht mit der Disziplin zurecht. Immer wieder gab es mit ihm Ärger, weil er schluderte und andere Genossen seine Arbeit noch

einmal machen mußten. Da wurde uns der Kampf um den Titel besonders sauer. Aber aufgeben wollten wir nicht – auch diesen Menschen nicht. Und was manche nicht für möglich hielten, das gelang: Heute trägt dieser Genosse selbst das Bestenabzeichen und bereitet sich auf die zweite Qualifikationsstufe vor."
Natürlich gibt es auch andere Beispiele. Von einem solchen berichtet uns der schmächtige aber immer fröhliche Leutnant

Schabaschow, Sekretär der Parteigruppe und zweiter Pilot Schachnows. Schabaschow ist erst dreiundzwanzig Jahre alt, und er war zunächst enttäuscht gewesen, als er nach der Schule auf die zweimotorige AN-8 kam; er hatte fest damit gerechnet, eine viermotorige AN-12 fliegen zu dürfen. Heute ist ihm seine Maschine ans Herz gewachsen – was ihn allerdings nicht hindert, insgeheim von dem derzeit größten serien-

gefertigten Transportflugzeug der Welt, der „Antäus" AN-22, zu träumen.

Leutnant Schabaschow erzählt vom Soldaten Bargamen, einem der Neuen – einer von jenen, die sich von Anfang an bemühen, das Beste zu geben. Dieser junge, noch unerfahrene Mechaniker bemerkte einen verdeckten Schaden, der an dieser Stelle selbst von Ingenieuren schwer zu finden gewesen wäre: einen Riß im Gestänge einer Landeklappe.

„Und wenn dieser Riß nicht entdeckt worden wäre?"

„Das hätte gefährlich werden können", meint der Leutnant, und Major Schachnow schildert zum besseren Verständnis eine selbst erlebte Episode.

Es war bei einem nächtlichen Landeanflug, als sich sein Flugzeug in einer Höhe von vierhundert Metern plötzlich auf die Seite legte. Schachnow überlief es eiskalt. Seine Gedanken jagten sich. War ein Triebwerk ausgefallen? Doch der Bordtechniker meldete: „Beide Triebwerke in Ordnung." Also konnte es nur noch an einer Landeklappe liegen. Blitzschnell fuhr Schachnow auch die andere Klappe wieder ein, trimmte die Maschine aus und startete durch. Als er dann mit Mühe und Not ohne Landeklappen heruntergekommen war, stellte er fest, daß das Gestänge einer Klappe gebrochen war.

So ist, auch dank eigener Erfahrungen, die fehlerfreie Arbeit ein wichtiger Punkt in der Wettbewerbsverpflichtung des Kollektivs Schachnow.

Ein anderer, nicht weniger wichtiger, ist natürlich auch die politische Erziehungsarbeit – eine Arbeit, in der Parteigruppe und Komsomolorganisation dem Kommandeur aktiv zur Seite stehen. So hat sich beispielsweise im Truppenteil herumgesprochen, daß anläßlich des 100. Geburtstages Lenins eine gemeinsame propagandistische Veranstaltung mit deutschen Genossen zum Thema „Der Leninismus als höchste Form des Marxismus" stattfindet. Einige der besten Soldaten werden daran teilnehmen.

Und für die „Schachnows" ist es Ehrensache, daß auch welche von ihnen dabeisein müssen.

So tragen sie mit Eifer die Stafette weiter – zu Ehren Lenins und im Geiste der Helden des Geschwaders, von denen sie sie einst übernahmen. Denn ihr Truppenteil – 1936 aufgestellt – verfügt über reiche Kampftraditionen, die eifrig studiert werden.

Vorbild für viele Genossen ist beispielsweise der Held der Sowjetunion Garbatschow, der sich in vielen schwierigen Situationen bewährte. Einmal erhielt er den Auftrag, ein stark gesichertes Objekt der faschistischen Wehrmacht aufzuklären und Luftbilder mitzubringen. Sechsmal hatten es andere Genossen vor ihm schon vergeblich versucht. Sie hatten das starke Abwehrfeuer nicht durchfliegen können.

Garbatschow versuchte es mit einem riskanten Manöver. Er stieg mit seiner Maschine so hoch, wie es nur ging, und stellte dann in berechneter Entfernung zum Ziel die Triebwerke ab. Im Gleitflug schwebte er hinab, überflog das gegnerische Objekt, fotografierte, ließ die Triebwerke wieder an und jagte mit höchster Geschwindigkeit zurück. Die Faschisten waren so überrascht, daß sie viel zu spät zu feuern begannen. Der kühne Luftaufklärer hatte sie überlistet.

Viele solcher Helden brachte das Geschwader hervor, Helden, denen auch die „Schachnows" nacheifern. Mit Erfolg nacheifern!

Hier eine Zwischenbilanz: Schachnow selbst ist mit den zu seinem Flugzeug gehörenden Genossen noch im Laufe des Jahres 1969 als „Beste Besatzung" ausgezeichnet worden; eine zweite Maschine folgte Ende des Jahres. Auch die dritte Besatzung ist auf dem Wege und wird es ohne Zweifel bis zum 22. 4. 1970 geschafft haben.

So sind tatsächlich nicht nur Stafetten*läufer* flinke Burschen, sondern auch die Flieger der Stafette.

INTERNATIONAL

Aus unserem Jahrestagskalender:

1. März: Tag der Nationalen Volksarmee der DDR (gegr. 1956)
18. März: Tag der Mongolischen Volkstruppen (gegr. 1921)
23. März: 50. Jahrestag der Säuberung des Ruhrgebietes von militaristischen Verbänden durch die Rote Ruhrarmee

●

Als wichtigste Lehre aus dem siegreichen Volkskampf gegen den Militärputsch vom 21. Oktober 1969 bezeichnete der XIV. Parteitag der KP Chiles die Herstellung der Aktionseinheit aller patriotischen und progressiven Kräfte des Landes. Entschieden wenden sich die chilenischen Kommunisten gegen das Abenteurertum linkssektiererischer Gruppen, die sich nur auf den bewaffneten Kampf orientieren und damit den Einheitsbestrebungen entgegenwirken.

●

Im Rahmen der amerikanischen Globalstrategie überfielen saudi-arabische Truppen das Gebiet von Al Wadeiah im Norden der Volksrepublik Südjemen. Der Aggressor konnte jedoch zurückgeschlagen werden. Die USA unterhalten in Saudi-Arabien Militärstützpunkte. Während der zeitweiligen Besetzung von Al Wadeiah war dort mit der Suche nach Erdöl begonnen worden.

Ägyptens aktive Verteidigung

Es gehört der Vergangenheit an, daß die Israelis ungestraft zuschlagen, daß sie ungehindert versuchen konnten, die Linie der Feuereinstellung zu befestigen, um sie zu einer bleibenden Erscheinung, zur neuen Staatsgrenze zu machen. Das ist für das Stadium der aktiven Verteidigung typisch, in das die Streitkräfte der VAR im Frühjahr 1969 eingetreten sind. Die Detonationen ägyptischer Artilleriegeschosse am östlichen Ufer des Suezkanals ließen auch die Spekulationen israelischer Politiker platzen, durch eine „auf Jahre hinaus erhärtete militärische Überlegenheit" doch noch die Oberhand über ihren Gegner zu erlangen.

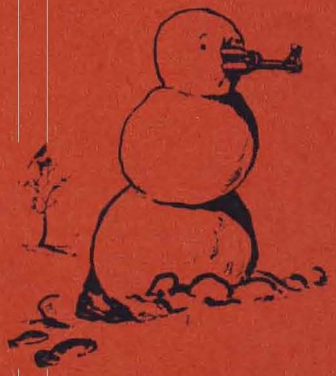
Demgegenüber ist jedoch die Schlagkraft der ägyptischen Armee gewachsen. Es handelt sich da nicht allein um die zunehmende Fähigkeit der Soldaten und Offiziere, moderne Waffen mit höchster Effektivität einzusetzen, sondern auch um tiefgreifende soziale Erscheinungen. Nach der Niederlage im „Sechstagekrieg" wurden aus der VAR-Armee einige hundert Offiziere entlassen, von denen die meisten aus privilegierten Schichten stammten.

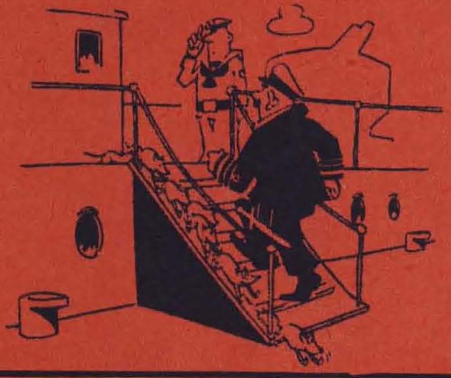
Über den Neuaufbau der Armee erklärte Präsident Nasser, daß man nach dem „Sechstagekrieg" mit so gut wie nichts angefangen habe. Er betonte, daß Ägypten ohne die Hilfe der Sowjetunion nie das erreicht hätte, was es heute bereits wieder erreicht hat.

Wie ein anderer führender Politiker der VAR bemerkte, wird sich diese nicht provozieren lassen und sich weiter um eine politische Beilegung des Nahostkonfliktes bemühen. Sie wird jedoch nichts von ihrem Recht auf aktive Verteidigung gegen jene Kräfte aufgeben, welche die von ihnen okkupierten arabischen Gebiete unter ihrer Ferse halten wollen.

J. P.

Kämpfer der Palästinensischen Befreiungsbewegung

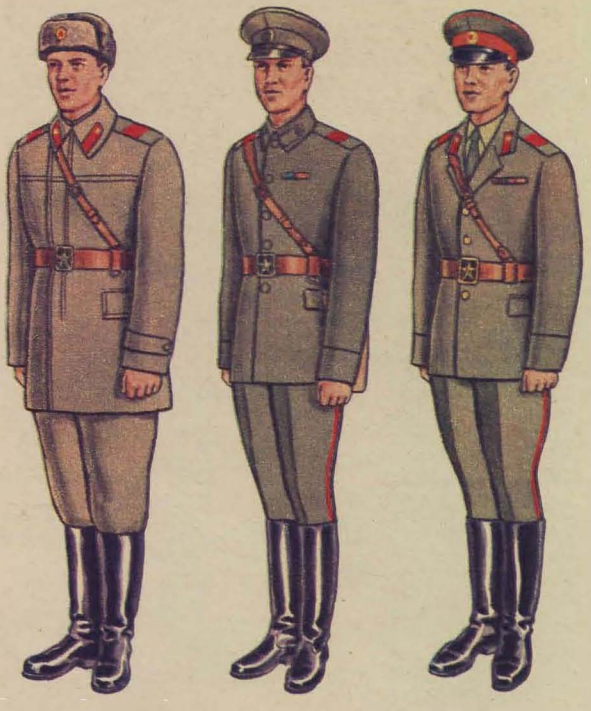




Soldatenhumor aus „Sowjetskaja armija" und „Zolnierz Polski"

NEUE SOWJETISCHE UNIFORMEN (eingeführt ab 1. Januar 1970)

II. Längerdienende Unteroffiziere und Berufssoldaten



1 Felddienstuniform (Winter)

2 Felddienstuniform (Sommer)

3 Dienstuniform (Sommer)

4 Ausgangsuniform (Sommer)

5 Ausgangsuniform der Luftstreitkräfte und der Luftlandetruppen (Sommer)

6 Paradeuniform (Sommer)

Waffengattungsabzeichen

(am Ärmel getragen)

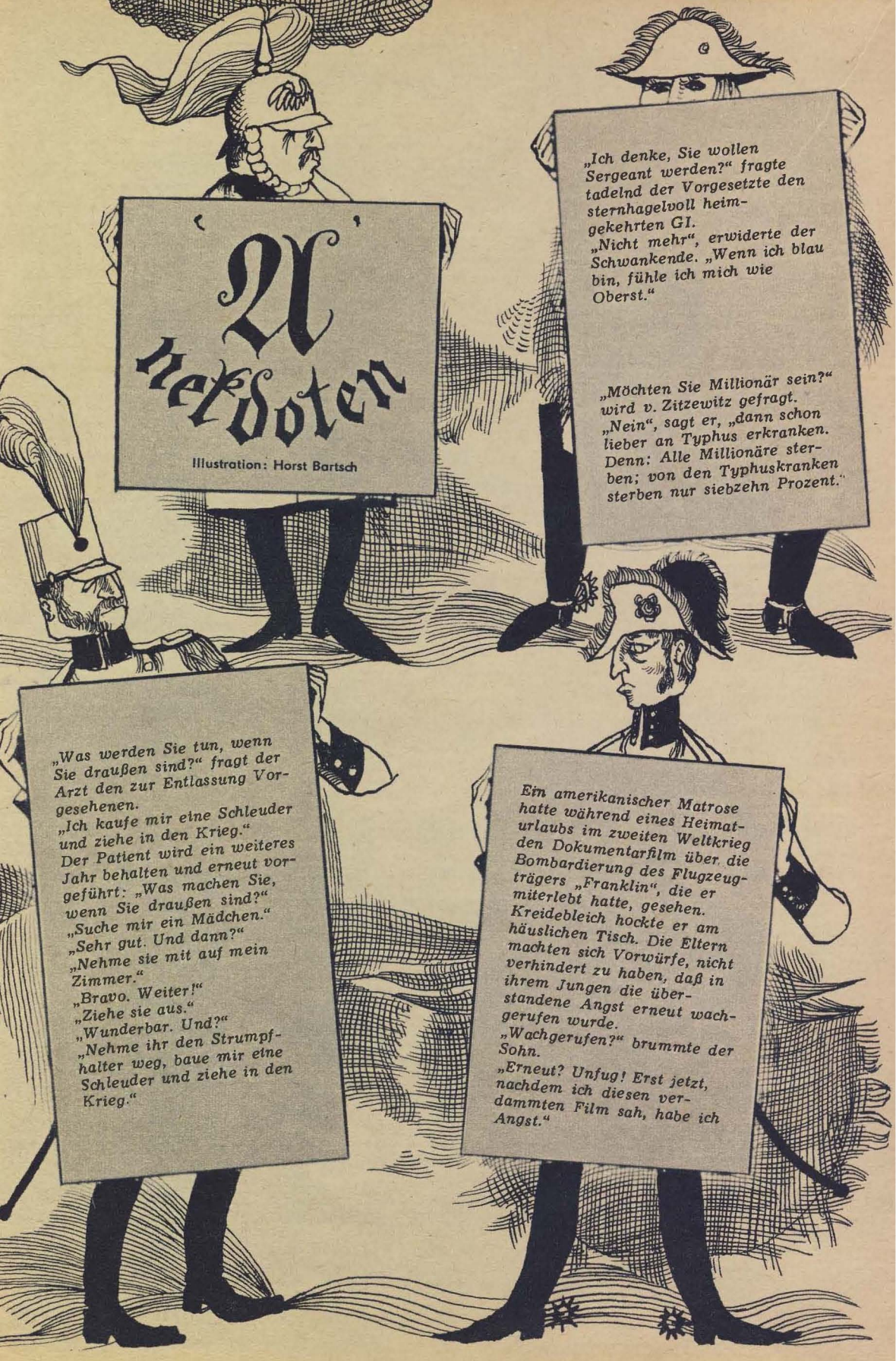
Mot. Schützen

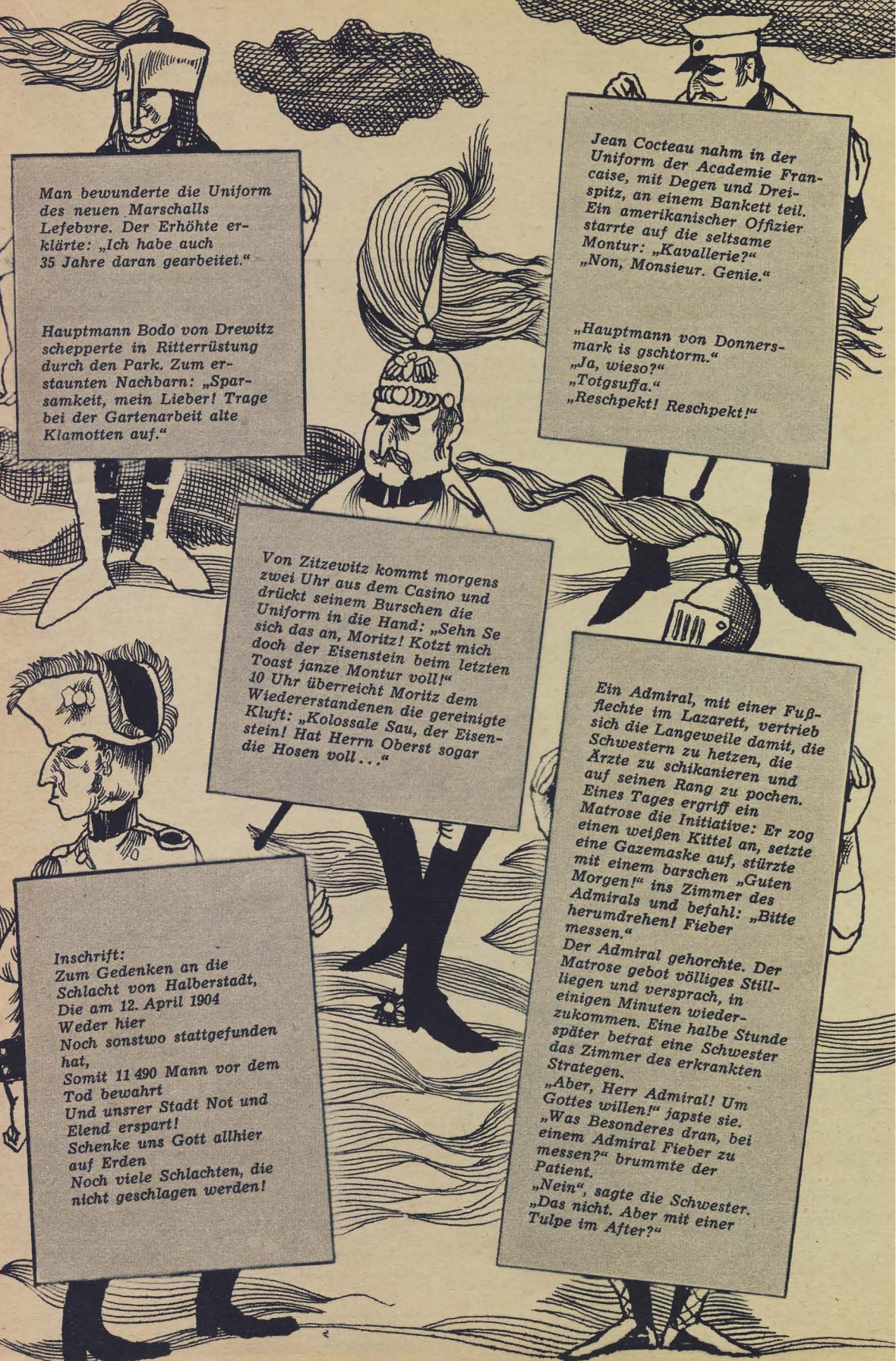
Artillerie

Panzertruppen

Luftstreitkräfte

Luftlandetruppen


Anekdoten
Illustration: Horst Bartsch
„Ich denke, Sie wollen Sergeant werden?“ fragte tadelnd der Vorgesetzte den sternhagelvoll heimgekehrten GI.
„Nicht mehr“, erwiderte der Schwankende. „Wenn ich blau bin, fühle ich mich wie Oberst.“
„Möchten Sie Millionär sein?“ wird v. Zitzewitz gefragt.
„Nein“, sagt er, „dann schon lieber an Typhus erkranken. Denn: Alle Millionäre sterben; von den Typhuskranken sterben nur siebzehn Prozent.“
„Was werden Sie tun, wenn Sie draußen sind?“ fragt der Arzt den zur Entlassung Vorgesehenen.
„Ich kaufe mir eine Schleuder und ziehe in den Krieg.“
Der Patient wird ein weiteres Jahr behalten und erneut vorgeführt: „Was machen Sie, wenn Sie draußen sind?“
„Suche mir ein Mädchen.“
„Sehr gut. Und dann?“
„Nehme sie mit auf mein Zimmer.“
„Bravo. Weiter!“
„Ziehe sie aus.“
„Wunderbar. Und?“
„Nehme ihr den Strumpfhalter weg, baue mir eine Schleuder und ziehe in den Krieg.“
Ein amerikanischer Matrose hatte während eines Heimaturlaubs im zweiten Weltkrieg den Dokumentarfilm über die Bombardierung des Flugzeugträgers „Franklin“, die er miterlebt hatte, gesehen. Kreidebleich hockte er am häuslichen Tisch. Die Eltern machten sich Vorwürfe, nicht verhindert zu haben, daß in ihrem Jungen die überstandene Angst erneut wachgerufen wurde.
„Wachgerufen?“ brummte der Sohn.
„Erneut? Unfug! Erst jetzt, nachdem ich diesen verdammten Film sah, habe ich Angst.“



Man bewunderte die Uniform des neuen Marschalls Lefebvre. Der Erhöhte erklärte: „Ich habe auch 35 Jahre daran gearbeitet."

Hauptmann Bodo von Drewitz schepperte in Ritterrüstung durch den Park. Zum erstaunten Nachbarn: „Sparsamkeit, mein Lieber! Trage bei der Gartenarbeit alte Klamotten auf."

Jean Cocteau nahm in der Uniform der Academie Francaise, mit Degen und Dreispitz, an einem Bankett teil. Ein amerikanischer Offizier starrte auf die seltsame Montur: „Kavallerie?" „Non, Monsieur. Genie."

„Hauptmann von Donnersmark is gschtorm." „Ja, wieso?" „Totgsuffa." „Reschpekt! Reschpekt!"

Von Zitzewitz kommt morgens zwei Uhr aus dem Casino und drückt seinem Burschen die Uniform in die Hand: „Sehn Se sich das an, Moritz! Kotzt mich doch der Eisenstein beim letzten Toast janze Montur voll!" 10 Uhr überreicht Moritz dem Wiedererstandenen die gereinigte Kluft: „Kolossale Sau, der Eisenstein! Hat Herrn Oberst sogar die Hosen voll ..."

Ein Admiral, mit einer Fußflechte im Lazarett, vertrieb sich die Langeweile damit, die Schwestern zu hetzen, die Ärzte zu schikanieren und auf seinen Rang zu pochen. Eines Tages ergriff ein Matrose die Initiative: Er zog einen weißen Kittel an, setzte eine Gazemaske auf, stürzte mit einem barschen „Guten Morgen!" ins Zimmer des Admirals und befahl: „Bitte herumdrehen! Fieber messen."
Der Admiral gehorchte. Der Matrose gebot völliges Stillliegen und versprach, in einigen Minuten wiederzukommen. Eine halbe Stunde später betrat eine Schwester das Zimmer des erkrankten Strategen.
„Aber, Herr Admiral! Um Gottes willen!" japste sie.
„Was Besonderes dran, bei einem Admiral Fieber zu messen?" brummte der Patient.
„Nein", sagte die Schwester. „Das nicht. Aber mit einer Tulpe im After?"

Inschrift:
Zum Gedenken an die
Schlacht von Halberstadt,
Die am 12. April 1904
Weder hier
Noch sonstwo stattgefunden hat,
Somit 11 490 Mann vor dem Tod bewahrt
Und unsrer Stadt Not und Elend erspart!
Schenke uns Gott allhier auf Erden
Noch viele Schlachten, die nicht geschlagen werden!

Husarenmädchen in Berlin.

Ihre Garnisonstadt:
Leningrad.

Ihr Truppenteil:
Revue-Ballett
der Leningrader Music-Hall

ARMEE Rundschau

HEFT 2
FEBRUAR 1970
PREIS 1 MARK

3 Oberst Richter antwortet
4 In eisigen Lüften
10 Der Entschluß
16 Postsack
19 Buch, Film
20 Wie das tägliche Brot . . .
26 1000-Mark-Preisausschreiben
28 Drogen im Waffenarsenal
30 Teppichweber vom Leninplatz
34 Als habe es Nürnberg nie gegeben
36 Leningrad in jenen Tagen
40 Waffen mit dem Profil der 70er Jahre
46 Saturn und Apollo
48 Schneeportage
50 Militärtechnische Umschau
52 Auch ein Leninbild
56 DDR – unser Vaterland
58 Die aktuelle Umfrage
62 Impulse
68 Der gestohlene Akt 139/VII, Abt. C
73 Haralds größere Liebe
77 Rührt euch!
78 Typenblätter
82 Flieger der Stafette
88 AR international
89 Neue sowjetische Uniformen
90 Anekdoten

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Hansjürgen Uszeck · Anschrift: 1055 Berlin, Postfach 7986 · Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst A. A. Selenzow und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant d. R. Z. Filsowski, Warschau; Oberst J. Schaulow und Oberstleutnant L. Georgiew, Sofia; Major J. Červený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postfach 6943 · Erscheint monatlich · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG-Werbung (Preisliste Nr. 4) · Gesamtherstellung: INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der Verdienstmedaille der NVA in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 1. Dezember 1969

Fotos: Gebauer (14) Titel, S. 3, 20, 22, 23, 24, 25, 49, 58, 92; MBD (1) S. 2; Uhlenhut (26) S. 4, 6, 8, 9, 57, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 74, 82, 83, 84, 85, 86; Syndoman (1) S. 14; DEFA (1) S. 19; Archiv (10) S. 28, 50, 51, 78, 79; Paszkowiak (3) S. 30, 32, 33; ZB (6) S. 34, 35, 40, 41, 88; TASS (5) S. 42, 43, 44, 45; Udowitschenko (2) S. 42, 43; WAF (2) S. 42, 43; Hein (1) S. 43; Rössler (1) S. 48; Mallwitz (1) S. 56; Fröbus (1) Rücktitel.

„Schlagerfestival der Freundschaft" – alljährlicher Höhepunkt im Musikschaffen der heiteren Muse. Zum viertenmal trafen sich Spitzeninterpreten sozialistischer Länder zum klingenden Wettbewerb mit Neuschöpfungen ihrer Heimat und stellten sich Jury und Publikum zur Siegerwahl. Zuschauer und Zuhörer vieler Länder waren Gäste dieses internationalen Festivals am Bildschirm und Rundfunk. Erstmalig in diesem Jahr gehörte die Republik Kuba zu den Teilnehmerländern, von Ela Calvo mit beachtlichem Erfolg vertreten.

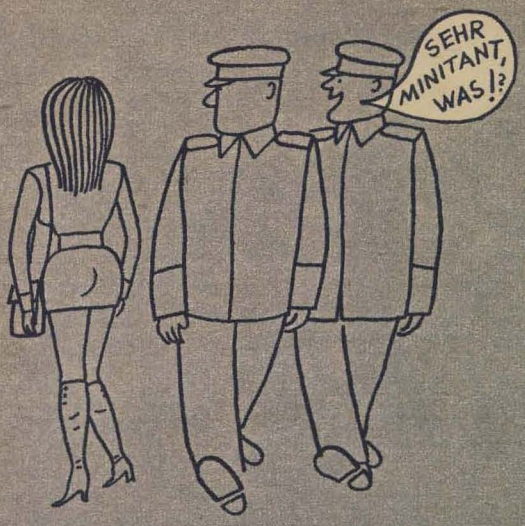
In ihrer Landessprache sang sie „Hier oder dort", Gedanken eines liebenden Mädchens, die sagen, „Du bist mir so vertraut, als kennen wir uns schon eine Ewigkeit – aber so ist es noch gar nicht. Darum gehe mit mir, wenn du das Glück willst!" Ela Calvo gehört gegenwärtig

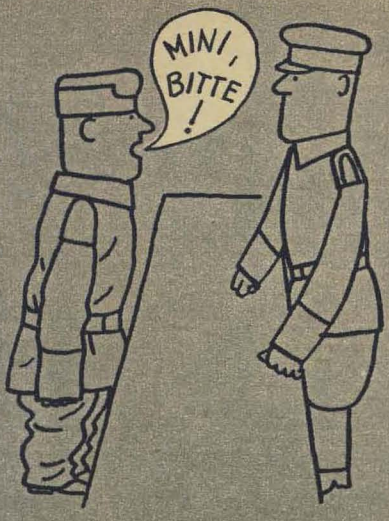
Ela Calvo

STAR-Palette

zu den populärsten Sängerinnen ihrer Heimat. Nach ihrem Gesangs- und Musikstudium auf der Kunstakademie Havanna wurde sie als Folklore- und Schlagersängerin über Rundfunk und Fernsehen bekannt und war fast ein Jahr lang die Attraktion im „Tripicana", Kubas Revuebühne Nr. 1. Dort entdeckte sie beim internationalen Treffen „Freizeit und Erholung" eine Delegation unserer Republik, die ihr vorschlug, in die DDR zu kommen. Ela Calvo nahm die Einladung mit großer Freude an und trat zum erstenmal während der Leipziger Herbstmesse 1967 in der „Orion-Bar" und im Hotel „Deutschland" auf. Es folgten ein Monatsgastspiel im Friedrichstadt-Palast und eine Tournee durch verschiedene Städte der DDR. Auf dem Liederfestival in Sopot 1968 vertrat sie ihr Land mit dem Titel „Der Schnee hat alles weiß gemacht" und bekam den zweiten Preis. Viele europäische Länder lernte sie kennen, während sie als Solistin des Programms „Grüße aus Kuba" in der Sowjetunion, in Polen, der ČSSR, Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Jugoslawien auftrat. Sehnsucht nach der Heimat? „Natürlich", sagt Ela, „aber in allen Ländern sehe ich viel Schönes – und Freundschaft und Musik sind feste Brücken, über die ich immer Wege gefunden habe, auch wenn ich die Sprache nicht verstand!"

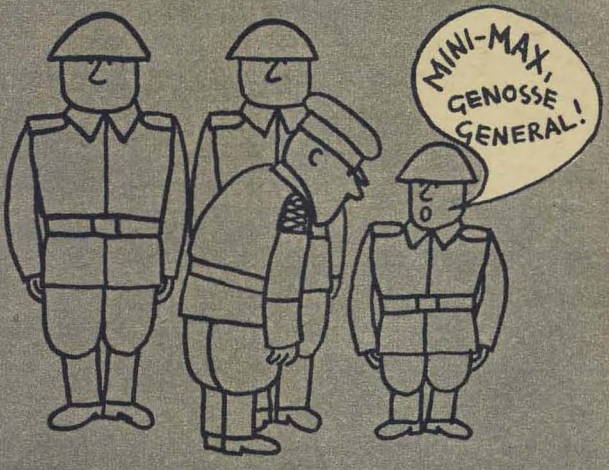
Helga Heine





PAUL KLIMPKES

Minispiele



31 036